Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Der tolle Baron.

Der tolle Baron.

Erzählung

von

Johannes van Dewall.

Berlin.

Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Vor einigen Jahren war es, gegen die Mitte des Monats Oktober und ein recht abscheuliches Wetter tobte gerade, als der aus Süddeutschland kommende Schnellzug in den Eisenacher Bahnhof hineinbrauste. Im strömenden Regen stiegen die Schaffner von den Tritten, um die Thüren zu öffnen, hinter den herabgeschlagenen Kapuzen hervor riefen sie ihr monotones „Station Eisenach, zehn Minuten Aufenthalt!“

Aber nur wenige Passagiere verließen den Zug, diejenigen nur, welche hier aussteigen mußten, und die nun eilends unter Schirmen, welche ihnen der Wind zu entführen bemüht war, und in Plaids und Paletots eingewickelt, die Hüte mit der Hand auf dem Kopfe festhaltend in die nahe Restauration oder zu den Fuhrwerken eilten. Hier und da erschien eine Hand und zog die Thüre behutsam wieder zu, denn es wehte

gar zu rauh, und nach dem heißen Sommer und den prachtvollen und lang anhaltenden sonnigen Herbsttagen berührten die ersten rauhen Vorboten des nahenden Winters um so unangenehmer. Die meisten der Reisenden waren auch auf ein solches Hundewetter gar nicht eingerichtet. Es hatte sie überfallen, urplötzlich, und vertrieben aus den lauschigen Thälern des Schwarzwaldes, aus der Schweiz, Tyrol und Süddeutschland, ein Jeder suchte eilends wie möglich in sein warmes Nest zu kommen, in sein Daheim mit den dicken Teppichen und wärmenden Oefen.

Es läutete zum zweiten Male. Viele verwünschten den langen Aufenthalt, und die Lokomotive, als theilte sie dieses Gefühl, ließ prasselnd ihren überschüssigen Dampf aus dem Ventil und aus allen Poren und Hähnen entweichen. Die Schaffner waren eben im Begriff, die Thüren wieder zu schließen und der Zügführer hatte schon sein Pfeifchen am Munde, da fuhr noch von zwei feurigen, dampfenden Juckern gezogen, ein leichter halboffener Wagen pfeilschnell vor die Station; der Kies stob unter den Hufen der Thiere. Ein kräftiger Ruck in die Zügel und der Wagen hielt. Ein Bedienter sprang vom Bock, ein Koffer wurde herunter gehoben, und das Gefährt verließ eine in einen Paletot eingehüllte männliche Gestalt, der ein gelb gefleckter Jagdhund auf dem Fuße folgte.

„Beeilen sie sich, mein Herr!“ rief der Zugführer über die Barrière hinüber dem Ankömmling zu, mit einiger Unruhe und einen Blick auf die Bahnhofsuhr. „Die höchste Zeit, mein Herr!“

Der also Angeredete schien aber ein gutes Theil natürlichen Phlegmas zu besitzen. Er schüttelte sich, schlug den Mantelkragen zurück und that einige Schritte vorwärts. Ein Säbel klirrte hinter ihm drein und auf dem Kopfe trug er eine blaue Mütze mit rothen Streifen, an seinen zierlichen Stiefeln klangen bei jedem Tritt die Sporen.

Der Zugführer griff an seine Kopfbedeckung.

„Ah, Sie sind es, Herr Lieutenant,“ sprach er mit einem freundlichen Gruße und die Hand, die jener ihm entgegenstreckte, mit einem Gemisch von Herzlichkeit und Achtung ergreifend: „Sie kommen gerade noch vor Thoresschluß.“

„Ja, lieber Behrend, lassen Sie mich nicht sitzen, ich bin gefahren wie toll; sie ließen mich nicht eher fort droben in Hachenburg. Aber da kommt mein Diener mit dem Billet. Nun kann's losgehn.“

Der Schaffner schob den jungen Herrn eilends in ein Coupé, eine Thür wurde zugeschlagen, ein lautes Hundegebell, ein Pfiff und der Zug setzte sich in Bewegung.

Das Alles ging ein wenig hastig. Der Bediente

hatte mehr Eile entwickelt als sein Herr, die Billets waren genommen, der Koffer in den Gepäckwagen geworfen und der Hund in den Kompartiment gesteckt, und das Alles in zwei bis drei Minuten.

Dahin brauste der Zug gen Norden, drüben fuhr der Wagen mit den beiden Juckern zurück aufs Schloß und der Neffe des Schloßherrn, Fritz von Hachenburg, Lieutenant im *ten Husarenregiment, befand sich in einem halbdunklen Coupé erster Klasse; er warf sich nachlässig in eine Ecke und starrte dann dem Wagen nach, der auf der Chaussee dahintrabte.

„Ein wahres Hundewetter,“ murmelte er in den Bart hinein, „verdirbt uns die ganze Hühnerjagd!“

Dann aber zuckte ein gutlauniges Lächeln über sein offenes, angenehmes Gesicht „Na, mir kann's schon recht sein,“ fuhr er in seinen Selbstbetrachtungen fort, „ich habe meinen Theil herausgeschlagen.“

So sprechend fuhr er mit der Hand in die Tasche seines Paletots, holte ein elegantes Juchten-Etui daraus hervor, nahm ein Cigarre heraus, schnitt dieselbe ab und steckte sie mit einem Ausdruck großen Behagens zwischen seine Lippen. Dann machte er sich Feuer an und begann zu rauchen. Einen, zwei, drei Züge that er, und der Duft des aromatischen Krautes fing soeben an, das Innere des Coupés zu parfümiren, da fuhr plötzlich der Offizier aus seinem

behaglichen Sinnen auf sich, wenn nicht erschrocken, so doch sehr erstaunt in dem engen Raume des Wagens um.

„Ah . . . Pardon!“ rief er gleich darauf mit einer hastigen Verbeugung, „ich hatte keine Ahnung . . . in der That . . .“

Er wollte das Fenster öffnen und seine soeben angerauchte Cigarre hinauswerfen, denn noch eine Dame saß in dem Coupé, welche er in der Eile und in der Dunkelheit (die Dämmerung brach schnell herein in dem Thale, welches der Zug durcheilte und die Wolken hingen schwer hernieder) völlig übersehen hatte.

„Ich bitte, mein Herr, rauchen Sie ungestört weiter, der Geruch der Cigarre ist mir durchaus nicht unangenehm,“ antwortete aus der anderen Ecke des Wagens eine angenehme, jugendliche Stimme, die einen etwas fremdländischen Accent hatte.

„Aber in der That, meine Gnädigste . . .“

„Ich bitte sehr darum.“

„Nun, dann mache ich von Ihrer gütigen Erlaubniß mit bestem Danke Gebrauch . . .“

Der junge Herr lehnte sich wieder in seine Ecke zurück und rauchte, aber offenbar that er dies durchaus nicht mehr mit demselben Phlegma und Behagen wie zuvor. Diese Entdeckung, die Anwesenheit eines weiblichen Wesens schien ihn zu geniren. Wie sonderbar, daß er sie übersehen konnte, wo hatte er nur

seine Augen und seine Gedanken gehabt? Warum hatte ihn auch der einfältige Mensch, der Schaffner, gerade hier hinein gewiesen, sapperment! . . . „Pah, am Ende . . . was kümmert's mich?“ brummte er in sich hinein . . . „Uebrigens sehr liebenswürdig, daß sie mir wenigstens die Cigarre nicht abkomplimentirte — — Welch' ein Monstrum von einen Schleier . . . das ist ja eine wahre Maske. — Abscheulich! Und dann das graue Kleid . . . kein Wunder, daß ich sie nicht gleich bemerkte . . . Sie hat etwas Düsteres, bis auf die Stimme . . . eine liebe Stimme, eine zu Herzen gehende Stimme, mit einem kleinen Accent, so ein wenig süddeutsch . . . das liebe ich . . . Aber am Ende, was geht das mich an . . .“

„Der arme Job in seinem Hundekasten . . .“ so dachte Lieutenant von Hachenburg nach einigen diskreten Zügen weiter, „. . . der mag sich auch recht langweilen in seinem Käfige . . . hm . . . wer kann's ändern! . . . Nun, er wird müde genug sein von den letzten Tagen . . . von früh bis spät im Sturzacker, sapperlot . . . Aber was waren das auch für kapitale Hühner! . . .“ Er lächelte still vor sich hin in der Erinnerung an genossene Jagdvergnügen. „Hundertzweiundvierzig und dabei achtzehn Doubletten! . . . Ich bin aber doch neugierig zu wissen, warum der Mensch mich gerade hier hereinschubste! . . . Teufel! . . .

sie ist gewiß eine angehende Vierzigerin ... die Stimme täuscht ... Man kennt das! ... Na, in Gotha oder Erfurt bekommen wir Licht, dann kann man das ja sehen ... Doch, Thorheiten, was geht's am Ende mich an, mir kann's egal sein, wie sie aussieht, wenn sie nur nicht schnarcht, oder gar Konversation machen will, denn dazu bin ich durchaus nicht aufgelegt heute ..."

Er schloß die Augen und rauchte wieder, aber in ziemlich langen Pausen und blies die Wölkchen klein, wie möglich, nach der Decke hinauf, um seine Reisegefährtin weniger zu belästigen.

Er hing seinen Gedanken nach; die Begebenheiten der letztvergangenen Wochen zogen noch einmal an seinem Geiste vorüber, die Streifereien durch den Thüringerwald, die Jagdpartien und festlichen Gelage, wo der Becher fröhlich kreiste und schöne Augen ihm zulächelten, wo heiterer Scherz und gutmüthige Neckereien hin- und herflatterten, wie bunte Schmetterlinge beim hellen traulichen Lampenscheine; er dachte an dies und jenes ... lauter fröhliche Bilder waren es, die da an ihm vorübergaukelten und sich verloren in den Ringeln und Wölkchen der Cigarre.

Aber plötzlich bemerkte der Träumer, daß er fror ... Es war in der That sehr kalt, unwillkürlich richtete er sich etwas auf, starrte durch die Scheiben

hinaus in das Unwetter und zog darum dann schützend seinen Paletot über die Knie.

„Ein wahres Novembersturmwetter!“ murmelte er halblaut, als eben wieder eine Böe gegen die Fenster und über die Decke des Waggons herabrauschte, mit einem Getöse, als würfe man groben Sand herab. „Ich glaube, es schneit sogar. Das fängt ja früh an in diesem Jahre.“ Fröstelnd lehnte er sich wieder zurück in die behagliche, weich gepolsterte Ecke.

Gleich darauf pfiff es draußen, der Zug mäßigte seine Schnelligkeit und rollte vor die Station — es war Gotha.

Er hörte schwere Schritte oben über seinem Kopfe, ein raschelndes Geräusch und dann erhellte sich das Innere des Wagens wie durch Zauberei.

Lieutenant von Hachenburg warf einen Blick auf seine Mitreisende — wir sind ja Alle neugierige Menschen — und sah auf dem Rücksitze der anderen Seite, also ihm schräg gegenüber, eine schlanke weibliche Gestalt, in einem einfachen grauen Reisekleide mit schwarzen Schleifen, die einen Schleier über ihr Gesicht geknüpft hatte, unter welchem reiches aschblondes Haar sich rebellisch überall hervordrängte. Um ihre Schultern hatte sie ein dünnes Tuch gezogen und ihre zusammengekauerte Haltung machte den Eindruck,

als ob sie fröre. Gerade als der Lieutenant sie so verstohlen musterte, vernahm man draußen durch den Sturm und das Geprassel des Regens einen langgezogenen, klagenden Laut.

Die Dame hob ein wenig den Kopf und nun drehte sie ihn herum gegen das Licht — ein liebes rosiges Gesicht schaute unter dem Gewirr der Locken und den Falten des Schleiers hervor und zwei große strahlende Augen richteten sich auf den jungen Herrn.

„Das arme Thier!“ sprach sie bedauernd.

„Ja, mein armer Job,“ erwiderte der Offizier, während seine Blicke an der reizenden Erscheinung hafteten, die offenbar einen lebhaften Eindruck auf ihn machte. „Der arme Hund,“ hier drehte er sich den Schnurrbart und reckte sich ein wenig aus dem Kragen heraus, „er wird frieren in seinem Hundestalle, aber wer kann's ändern.“

„Es ist so ein furchtbares Wetter da draußen,“ sprach die Dame mit ihrem fremdländischen Accent weiter und es schien, als hätte sie einige Mühe die Worte und Sätze zu formuliren, „er wird kalt haben und sich sehnen nach seinem Herrn.“

Der Offizier legte die Cigarre in den Aschenkasten; um keinen Preis hätte er jetzt noch geraucht. Er erröthete ein wenig, als er dies that, dann sprach er:

„Es thut mir leid, daß man nicht besser für seine treuesten Freunde sorgen kann auf der Eisenbahn, aber es geht nun einmal mit dem besten Willen nicht anders.“

„O bitte . . . nehmen Sie ihn doch herein in den Wagen,“ entgegnete das Fräulein eifrig . . . „thun Sie es . . . ich bitte, hören Sie nur, wie er winselt.“

„Sie sind in der That sehr gütig, meine Gnädigste, aber das geht nicht an . . . er würde Sie belästigen und es ist auch gegen das Reglement, man würde es nicht dulden.“

„O!“ sprach jene bedauernd und lehnte sich zurück, gleich darauf aber richtete sie sich hurtig wieder auf und brachte ihr Gesicht dem Fenster ganz nahe. „Mein Gott, das ist ja Schnee!“ rief sie erschrocken. „Wir kommen wohl hier ins Gebirge?“

„Nein; im Gegentheil, wir treten soeben aus den Bergen heraus, mein Fräulein; der Thüringer Wald liegt hinter uns und nun bleibt es eben, bis Berlin.“

Die junge Dame sah den Sprecher ganz erstaunt an.

„Ich sehe, Sie sind fremd hier,“ fuhr jener fort mit einem gutmüthigen Lächeln, welches seinem männlichen und offenen Gesichte sehr gut stand. „Sie kommen aus Süddeutschland?“

„Aus der Schweiz, mein Herr, aus Chatel Saint Denis," antwortete jene und strich sich die Haare ein wenig aus dem Gesicht. „Ich hätte nimmermehr gedacht, daß es so kalt in Deutschland wäre."

„Und Sie haben ganz Recht, dies zu glauben, die Vorboten des Winters kommen in diesem Jahre ganz außergewöhnlich früh. — Aber mein Gott," unterbrach er sich dann schnell — „ich bemerke soeben daß Sie durchaus nicht auf so kaltes Wetter eingerichtet sind. Sie frieren, mein Fräulein!"

„Allerdings . . . es war leichtsinnig, so fortzureisen, ohne Plaid oder Mantel," erwiderte diese, mit einem lieblichen Erröthen, „aber bei uns am Genfersee schien die Sonne noch so warm, war das Laub noch so grün . . . man trug noch Sommerkleider dort, mein Herr."

„Und ich glaube wahrhaftig, in solchen reisen Sie auch," rief der Offizier ganz erschrocken. „Aber, mein Fräulein, das ist unverantwortlich, Sie werden sich den Tod holen. Ich bitte, erlauben Sie . . ." Er sprang auf, indem er dies sagte, zog seinen Paletot von den Schultern und wollte ihn der jungen Dame überbreiten.

Diese ward so roth wie eine frisch aufgeblühte Rose . . .

„Mein Herr, ... ich bitte, was thun Sie?“ rief sie sich sträubend, während ihre Augen wider ihren Willen die hübsche Gestalt des jungen Mannes musterten, der nun in seiner glänzenden Uniform vor ihr stand. „Unter keiner Bedingung ... Sie sind zu freundlich ... ich versichere Sie, ich friere gar nicht sehr . . . o, mein Herr! . . .“

„Nein, gnädiges Fräulein, lieber todt wie unhöflich, das ist Husarenparole,“ sprach lächelnd der Offizier, ohne sich durch die Worte der kleinen Dame irre machen zu lassen. „Sie sind eine Fremde, kommen von weit her, reisen allein, da ist's Ritterpflicht, sich Ihrer anzunehmen. Mein Name ist Fritz von Hachenburg, Lieutenant im *ten Husarenregiment. Sie werden mich nicht für zudringlich halten, da das Geschick uns nun einmal zu Reisegefährten gemacht hat, wenn ich mir herausnehme ein wenig für Sie zu sorgen. Wir sind gleich in Erfurt und mein Diener hat noch einen ganzen Pack mit warmen Sachen bei sich, dort bekomme ich, was ich brauche und außerdem, wir sind das Frieren schon gewohnt. Bivouakiren im Schnee ist schlimmer.“

Aber das Fräulein wehrte sich immer noch, bei ihrer angeborenen Zurückhaltung scheute sie sich, das Kleidungsstück eines Femden anzunehmen; vielleicht fürchtete sie auch eine möglicherweise sich hieraus ent-

spinnende Intimität mit einem Unbekannten, noch dazu mit einem Husarenoffizier.

„In der That — ich kann das nicht annehmen,“ sprach sie mit so viel Ernst und Nachdruck, als ihr zu Gebote standen und schob den Paletot zurück.

Lieutenant von Hachenburg erröthete, erst vor Verlegenheit und dann aus verletztem Gefühl.

„Was?“ rief er, „vorhin bedauerten Sie meinen..“

Mittendrin hielt er plötzlich inne ... er war im Zuge, etwas Unpassendes zu sagen.

Die Kleine sah ihm mit ihren großen, glänzenden Augen eine Sekunde lang treuherzig ins Gesicht — dann lächelte sie ein wenig — etwas schelmisch sogar.

„Sie meinten,“ hob sie an, „ich bedauerte vorhin Ihren Hund, nicht wahr, und nun? . . .“

„Auf Ehre . . . das ist's! Ja 'raus ist's nun doch einmal,“ rief der Offizier mit komischem Zorne. „Wie, Sie wollten meinen nassen Köter vorhin hier ins Coupé hereinnehmen, und ich soll Ihnen nicht einmal meinen Mantel leihen dürfen? Ich, ein Mann, ein rauher Krieger (hier lächelte er trotz seines Eifers), einer jungen, zarten Dame? Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen, mein Fräulein . . . ich bin ein Fremder, ein junger Mann und Sie sind eine junge Dame. Aber . . . nun, wir sind am Ende aber keine Heiligen . . . indessen, Sie sind allein hier, in fremdem

Lande, ohne die nöthige Bekleidung. Kurzum, auf Ehre, Sie dürfen mir vertrauen. Ich bitte Sie, nehmen Sie den Mantel und wickeln Sie sich warm darin ein. In nicht fünf Minuten sind wir in Erfurt."

„Nun gut, mein Herr — ich nehme Ihren Schutz an — ich glaube, ich darf es thun," entgegnete das Fräulein nachgebend, „obgleich ich mir Vorwürfe mache."

„Thun Sie das nicht. Wenn ich denke, ich hätte eine Schwester in einer ähnlichen Lage, und ein rechtschaffener Mann böte ihr seine Hilfe an — ich meine, sie sollte dieselbe nicht ausschlagen. Aber sehen Sie, da sind wir schon."

In der That gab die Lokomotive soeben das Zeichen, schon verringerte sich die Geschwindigkeit, ein dunkles Festungsthor, Lichter, Stimmengewirr und man befand sich in Erfurt.

Kaum hielt der Zug, so sprang der Offizier auch schon auf den Perron herab und rief nach seinem Diener. Gleich darauf kehrte er mit diesem und dem Kellner wieder zurück der eine Tasse Thee und einige Butterbrode auf einem Präsentirbrette trug.

Ein Lächeln des Dankes glitt über die lieblichen Züge der jungen Dame, sie erhob sich, strich sich die Haare aus dem Gesicht und schob die schützende Hülle ein wenig zur Seite.

Sie war in der That ungemein reizend und anmuthig so, diese kleine Schweizerin; etwas Naiv-Unschuldiges lag wie ein Duft über ihrer ganzen Persönlichkeit, über ihrem ganzen Wesen ausgegossen und dabei besaß sie in ihrem hohen Maße jenes eigenthümliche und undefinirbare Etwas, was uns Männern verhängnißvoll ist.

„O, ich danke Ihnen . . . in der That, ich hatte großen Durst . . . ich danke Ihnen vielmals," sprach sie mit einem seelenvollen Aufschlagen ihrer Augen, der dem Husaren das Blut ein wenig schneller durch die Adern trieb, und griff dann ohne Ziererei zu.

Der Diener brachte eine schwere Rolle mit Plaids und anderen Reisehüllen, der Schaffner erhielt ein Trinkgeld, damit er keine anderen Reisenden in das Coupé herein ließ und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Es dauerte nicht lange, so hatte Hachenburg es seinem Schützlinge nach Möglichkeit behaglich gemacht, hatte seinen Paletot wieder angezogen und saß dem jungen Mädchen gegenüber und plauderte mit demselben.

Wunderbar ist es, wie doch der Zufall manchmal sein loses Spiel treibt, wie er Leute, die sich früher in ihrem Leben niemals gesehen haben, deren Existenz ganz verschiedene Wege liefen, urplötzlich zusammenführt und wie er sie mit tausend Häkchen und Schlingen

dann sogleich aneinander fesselt. Es giebt unleugbar einen gewissen Zug vom Herzen zum Herzen, der die Schranken, welche allen Andern unübersteigliche Hindernisse sind, im Handumdrehen überspringt, der einem das Gefühl des Behagens, des Wohlgefallens einflößt beim Anblicke eines anderen Geschöpfes. Eine verborgene Saite des Seelenlebens wird plötzlich berührt, die sogleich in einem anderen Theile mitklingt. Wie ein Sonnenstrahl fällt es in unser monotones, uninteressantes Dasein hinein, ein Blick, ein Lächeln, einer Stimme sympathischer Ton — wir sehen ein Gesicht — eines unter den Tausenden, an denen wir interesselos vorübergingen, und plötzlich beginnt es in uns zu schwellen und zu blühen, das Blut fließt schneller, die Brust hebt sich, ein Gefühl des Entzückens erfaßt uns und fesselt unser Auge, unsere Sinne an jene Erscheinung. Ein neues Leben keimt in unserem Busen, der Frühling ist's, der Menschenfrühling, die Liebe mit all ihrer Pracht und ihrem Zauber, mit ihrer unerklärbaren fast dämonischen Macht, die ihren Einzug hält.

Da saß nun das junge Fräulein bequem in ihre Wagenecke gelehnt, den Jagdplaid des Offiziers um ihre Schultern gewickelt, die Füße von seinem Pelz bedeckt, mit einem heiteren, harmlosen Lächeln auf den Lippen und hörte zu, und Fritz von Hachenburg,

der Husar, saß ihr gegenüber, den Kopf etwas vorgebeugt, und sprach zu ihr, und seine blauen, ehrlichen Augen hafteten dabei mit einem Entzücken an seinem vis-à-vis, das er mit der besten Mühe nicht ganz verbergen konnte.

Manch holdes Weib hatte er gesehn in seinem bewegten Leben, manche imponirende Schönheit war ihm begegnet hier und dort, aber niemals, so dünkte es ihn, war ihm eine so liebreizende und fesselnde Erscheinung entgegengetreten bisher, wie jenes junge Mädchen aus der Fremde. Und wie eigenthümlich, sie kam ihm durchaus nicht fremd vor; im Gegentheil, er meinte, er müsse dieselbe schlanke Gestalt, dasselbe aschblonde, reiche Haar, dieselben veilchenblauen Augen und dasselbe Lächeln schon früher gesehn, diese nämliche Stimme schon früher gehört haben — oder hatte er nur davon geträumt? Und wie süß, diese hübsche Reisebegleiterin beschützen zu dürfen, ihr seine Sorge zu weihen, sie so vertrauend und freundlich ihn anblicken zu sehen. Fritz von Hachenburg fühlte sich geschmeichelt durch dieses Vertrauen und glücklich, vielleicht fühlte er es auch heraus aus tausend kleinen, Anderen unverständlichen Dingen, daß die junge Dame ebenso Gefallen an ihm fand, wie er an ihr. Beiden dünkte es so, als kennten sie sich schon Jahre lang. Der Offizier war auf dem besten Wege, sich ernstlich

in seinen Schützling zu verlieben und wußte doch noch nicht einmal ihren Namen.

Die ganze Welt war für ihn wie verschwunden; mochte der Wind draußen toben, Regen und Schnee die Scheiben undurchsichtbar machen, was kümmerte es ihn.

Weich und warm saßen sie da drinnen in dem Wagen, sie mit gesenkten Augen, nur selten verstohlen zu ihm aufschauend, und er mit gerötheten Wangen und so gesprächig, wie seine Kameraden ihn wohl noch niemals gesehen hatten.

Er erzählte ihr von den jüngst verlebten Tagen, von den Jagden und Streifereien durch den Thüringer Wald, und sie hörte ihm aufmerksam zu und durch dieses Interesse angeregt, wurde er immer mittheilsamer, er sprach von der Garnison, von seinen Kameraden, rollte vor ihren Augen ein Stückchen seines Lebens auf, welches die junge Schweizerin in eine ihr ganz neue Welt versetzte.

Vertrauen erweckt Vertrauen, und so begann denn jene zuletzt gleichfalls ihm Mittheilungen über ihre Person und ihr bisheriges Leben zu machen, und ohne daß der Offizier so indiskret war, eine direkte Frage an seinen Schützling zu richten, wurden die Vergangenheit und die Hoffnungen derselben in großen Zügen ihm bekannt.

Gilberte Savigny war der Name der Fremden; ihr Vater war der Vorsteher eines Institutes gewesen, zuerst in Lausanne, dann in einigen anderen kleinen Orten in der Umgebung des Genfersees und zuletzt in St. Gingolph. Vor einigen Jahren war derselbe gestorben und bald darauf entriß ihr der Tod auch ihre Mutter. Außer einem Bruder, der in päpstlichen Diensten stand und dessen sie sich kaum noch erinnerte, hatte sie nur noch eine alte, unbemittelte Tante, welche in Chatel St. Denis wohnte. Dort, in deren Hause, hatte sie die drei letzten Jahre verlebt.

Das junge Mädchen schilderte mit einer Mischung von Gefühl und Drolligkeit, die einen großen Zauber auf ihren Zuhörer ausübten, ihre kleinen Schicksale.

„Ja, mein Herr," sprach sie unter Anderem mit einem Seufzer, „man war bei der Tante Josephine nicht gerade auf Rosen gebettet, sie ist eine harte, wunderliche Frau, und sauer genug wurde es mir bei ihr auszuhalten. Meine Eltern waren auch streng, sie hielten mich von klein auf zur Arbeit an, nur selten war es mir gestattet, mit anderen Kindern meines Alters zu spielen und unsere Pensionäre machten mir auch das Leben oft recht sauer, aber, bon Dieu, was will das sagen! ... ich war es eben nicht anders gewohnt und befand mich fröhlich und wohl dabei im Ganzen.

„Aber die Tante gab mir nur um Gottes Willen ein Asyl in ihrem traurigen Hause, sie ist eine hartherzige Frau und ließ mich meine Abhängigkeit von ihr und meine Armuth bitter genug fühlen. — Lassen Sie mich schweigen davon, wie traurig meine Existenz bei derselben war, wie voller Last und Demüthigungen, ohne einen einzigen Sonnenstrahl, der diese Oede erleuchtet hätte. Ich ertrug das Alles mit Geduld, aber als sie zuletzt Miene machte, mich vortheilhaft zu verheirathen an einen sehr frommen Freund aus Vevey, der alle Sonntage zum Besuch herüber kam, da faßte ich den Entschluß, mir meinen Weg durchs Leben selbst zu suchen, denn nimmermehr würde ich eingewilligt haben, jenen alten, mir verhaßten Weinbauer zum Manne zu nehmen, mit seiner rothen Nase und seinen kleinen verschwommenen Aeuglein.

„Ich habe eine einzige Freundin Namens Mary Pinson aus früherer Zeit; sie war bei uns in Pension und wir Beide schlossen uns eng und innig an einander an. Sie war schön und begabt, und als die Stunde kam, wo der furchtbare Schlag sie traf, als ihr Vater, nachdem er sein ganzes Vermögen verspekulirt hatte, sich das Leben nahm mit eigener Hand, da gelang es ihr bei ihrem Aeußeren und ihren Talenten unschwer, eine gute Stellung zu erhalten.

„Sie war zuerst in Luzern in einer schweizer Familie als Erzieherin und ging von dort als Gouvernante nach Berlin. Dort lebt sie jetzt unter sehr vortheilhaften Bedingungen im Hause des Grafen B . . . . g.

„Wir schrieben uns häufig und einige Male schon machte sie mir den Vorschlag, im Falle einmal ein Wechsel in meinem Leben eintreten sollte, und wenn ich glaubte, den Beruf in mir zu fühlen, mich an sie zu wenden; sie würde mir mit Freuden in Berlin ein vortheilhaftes Engagement verschaffen.

„Als daher die Tante Josephine zuletzt immer deutlicher mit ihrem Projekte herausrückte und der alte Lignières, ihr Protégé, immer sichtlicher mit seinen Absichten hervortrat, da, eines Tages, als mir der Kopf gar zu warm wurde von alledem, entschloß ich mich kurz, schrieb an Mary, erinnerte sie an ihr Versprechen, erklärte meinem Vormunde, daß ich entschlossen sei nach Deutschland zu gehen, und überraschte eines Morgens meine Tante mit der Erklärung, daß ich bemerkt hätte, sie wolle sich meiner entledigen. Weil ich aber nun den alten Lignières nicht zum Manne haben wollte, so dankte ich ihr für alle ihre Güte und würde mir meinen Weg durchs Leben künftig allein suchen.

„Es gab eine große Scene in Folge dessen, ich

aber blieb fest, packte meine Sachen, fuhr davon und — me voilà!"

Ein etwas gezwungenes Lächeln irrte um die Lippen der Erzählerin, die sich allmälig immer mehr in Eifer gesprochen hatte. Sie strich sich mit einer Bewegung, die ihr eigenthümlich war, die schwere blonde Haarwoge aus der Stirn und ihre Brust hob und senkte sich einige Male merklicher, dann fuhr sie fort:

„Ich reiste über Lausanne und über Bern nach Zürich, den nächsten Tag bis München und bin nun auf dem Wege zu meiner Freundin. — Es ist eine weite Reise, mein Herr, ich hatte mir die Entfernung doch nicht so groß vorgestellt. — Aus dem Sommer fahre ich mitten hinein in den Winter."

Sie seufzte, lächelte dann und schlug die Augen nieder. Gleich darauf bemerkte der Offizier, der ihr theilnehmend zuhörte, wie ein paar große Thränen langsam über ihre Wangen herabliefen.

Fritz von Hachenburg war eine heitere, aber doch ernste Natur. Er hatte genug vom Leben gesehen und mancherlei erfahren, was ihn zum Nachdenken gezwungen hatte. Das junge Mädchen dauerte ihn. Solch ein reizendes, harmloses Geschöpf — halb ein Kind noch, und nun schon hinausgestoßen durch ein hartes Geschick in die weite Welt, ohne eine

andere Stütze als die einer Jugendfreundin und sich selbst. Er warf einen langen, theilnehmenden Blick auf sie.

„Und hat jenes Fräulein Mary Ihnen eine passende Stellung verschafft?“ fragte er; „werden Sie in Berlin wohnen?“

Mademoiselle Gilberte Savigny schaute flüchtig auf, erröthete dann, als sie die ernsten Augen des Offiziers gespannt auf sich gerichtet sah, machte eine kleine unruhige Bewegung auf ihrem Sitze und erwiderte dann ziemlich kleinmüthig:

„Ich werde das Alles in Berlin erst erfahren, mein Herr — — ich hatte nicht Zeit, die Antwort Mary's daheim abzuwarten; meine Stellung im Hause meiner Tante war unhaltbar, unerträglich geworden. Es mag ein etwas übereilter Schritt sein, den ich thue, aber mir blieb keine andere Wahl und außerdem, meine Freundin ist die zuverlässigste Person von der Welt.

Wiederum blickte sie flüchtig auf, um sich zu überzeugen, ob jene Augen da drüben noch so ernst schauten wie vorhin. In der That, sie blickten jetzt noch viel ernster drein.

Jetzt war es der Offizier, der sich mit der Hand über die Stirn fuhr, als wollte er dort eine schwere Sorge wegwischen. Eine ganze Weile saß er da,

ohne zu sprechen, nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und nicht ohne ein Gefühl des Mißbehagens saß die junge Schweizerin dem Husaren-Offizier gegenüber und dachte: Er ist nicht zufrieden mit dem, was ich gethan habe. Sie empfand das wie einen Vorwurf — sein Urtheil war ihr schon nicht mehr gleichgiltig.

Verstohlen betrachtete sie ihn, wie er so sinnend dasaß. Wie eigenthümlich! dachte sie, und doch kam ihr der fremde Mann da drüben gar nicht mehr fremd vor. Welch eine krause Stirn er zieht, wie ehrlich und besorgt er aussieht — was er für einen offenen und lieben Ausdruck hat! Und hübsch ist er und dann — seine Uniform . . . mein Gott, welch eine eigenthümliche Begegnung! — — Wäre es ein Anderer, ich würde mich sehr unbehaglich fühlen, mit ihm allein zu reisen, aber so . . . Wie gut er ist! — Und was erzählte man sich doch damals nicht Alles in der Schweiz von diesen Preußen, damals nach dem Kriege!

Der Offizier unterbrach ihren Gedankengang.

„Würden Sie mir ein offenes Wort nicht übel nehmen, mein Fräulein?“ sprach er ernst und sah sie an.

„Ganz gewiß nicht . . . im Gegentheil, ich würde Ihnen dankbar sein,“ erwiderte sie lebhaft und erröthend.

„Es ist Unrecht von Ihren Angehörigen, eine junge Dame, so wie Sie, aufs Ungewisse hin eine so weite Reise unternehmen zu lassen. Sie können in schwierige Lagen kommen. Sie sind ein schutzloses junges Mädchen, welches die Welt und deren Schlechtigkeiten noch nicht kennt.“

„O, mein Herr,“ unterbrach ihn die Kleine etwas beklommen.

Ohne sich daran zu kehren, fuhr der Offizier mit steigendem Eifer fort: „Es ist unverantwortlich von Ihren Angehörigen und namentlich von Ihrem Vormunde. Das Faktum ist nun einmal nicht mehr zu ändern, denn zurückreisen zu Ihrer Tante würden Sie, wie ich voraussetze, unter keiner Bedingung.“

„O, um keine Welt!“

„Gut, ich nehme also an, Sie fahren nach Berlin, man erwartet Sie dort, man hat eine passende Stelle für Sie in Bereitschaft, Sie kommen in eine angenehme Familie, haben Ihre Freundin in Ihrer Nähe.“

Gilberte's Gesicht klärte sich auf; sie lächelte.

„Das ist die eine Seite von der Sache — die Paradeseite, d. h. die Lichtseite wollte ich sagen. Nun aber betrachten wir auch einmal die Kehrseite von der Medaille: Man erwartet Sie nicht — man hat keine Stellung für Sie gefunden — Sie sind ganz auf

sich allein angewiesen, müssen Wochen lang in Berlin wohnen, müssen viele Wege gehen, ehe Sie finden, was Sie suchen, sind ohne Freunde, ohne Schutz, in den Händen gewissenloser Menschen."

Das arme Mädchen sah sehr erschrocken zu seinem Gegenüber auf.

„Aber, mein Herr!" rief sie beklommen.

„Gnädiges Fräulein," rief dieser mit einem Stirnrunzeln, „es ist gut im Leben, sich alle Eventualitäten im Voraus klar zu machen, man erspart sich dadurch manche ärgerliche Enttäuschung. Nur solche Menschen, welche nicht sehen wollen, oder die keine Courage haben, der Gefahr dreist ins Auge zu sehen, die machen es wie der Vogel Strauß, welcher den Kopf in das Gebüsch steckt. Ich hoffe ernstlich, daß Alles nach Ihrem Wunsche gehen möge, es ist mein aufrichtigster Wunsch, aber wenn nun doch das Gegentheil eintrifft, haben Sie dann — Sie verzeihen diese Indiskretion — die Mittel, Wochen lang unthätig in Berlin sich aufzuhalten, abzuwarten, bis sich etwas für Sie Passendes findet, und haben Sie die Geduld dazu, und haben Sie Menschenkenntniß und festen Willen genug, allen Gefahren, welche eine Stadt wie Berlin für junge unbeschützte Damen leider in sich birgt, zu widerstehen?"

Mademoiselle Gilberte erröthete lebhaft und ließ den Kopf hängen.

„Sie erschrecken mich sehr, mein Herr," sprach sie leise und fing beinahe an zu weinen. „Welch eine Aussicht malen Sie mir!"

„Entschuldigen Sie," bat der Offizier, etwas verlegen werdend, „ich bin vielleicht ein bischen zu weit gegangen, aber auf Ehre — es ist am vortheilhaftesten in Ihrer Lage, man kennt sein Terrain. Sie nehmen mir meine Offenherzigkeit nicht übel und glauben, es kommt Alles aus gutem Herzen."

„Davon bin ich fest überzeugt," erwiderte Jene warm, und als sie nun dem jungen Offizier ihre Hand herüber reichte, einem inneren Impulse Folge gebend, drangen die Thränen aufs Neue und reichlicher hervor.

Fritz von Hachenburg hielt diese kleine schmale Hand, welche in der seinen zitterte, einen Augenblick lang fest.

„Ich bitte Sie, weinen Sie nicht, Fräulein Gilberte," sprach er bewegt und die Husarenfalte zwischen seinen Brauen markirte sich noch tiefer als gewöhnlich. „Das Schicksal hat uns nun einmal zu Kameraden gemacht, wenigstens für eine kurze Spanne Zeit — nun wohl, so vertrauen Sie mir ein wenig. Nehmen Sie an, ich sei kein Fremder für Sie, ein

Freund, ein Bruder, denn, auf Ehre, Sie sind in keiner leichten Lage — Sie können einen Rath, eine Hand gebrauchen, welche Ihnen den Weg ein wenig ebnet, für den schlimmsten Fall nämlich meine ich. Wollen Sie mir eines versprechen, das nämlich, daß wenn Sie des Rathes oder des Schutzes bedürfen sollten, Sie sich meiner erinnern, Sie mir Nachricht geben werden?“

Sie sah ihn warm und vertrauend an.

„Ich will es,“ sprach sie fest und entzog ihm dann ihre Hand, die er noch immer in der seinen hielt.

Sie sahen sich eine Sekunde lang einander in die Augen, dann begann der Offizier seinen Attila aufzunesteln und suchte nach einer Visitenkarte. Er schrieb seine Wohnung auf die Rückseite derselben und gab sie dem jungen Mädchen, welches sie erröthend in ihre kleine Reisetasche steckte.

„Also wir sind gute Freunde, Fräulein Gilberte?“ frug der Offizier.

„Gute Freunde!“ antwortete sie und lächelnd schlug sie in die dargebotene Rechte des Husaren ein.

„Und auf Ehre — Sie sollen es nicht bereuen! Fritz von Hachenburg war allezeit ein guter Kamerad, ebenso wie er ein hartköpfiger Gegner war.“

Er sprach diese kleine Tirade mit einem merklichen Gefühle der Erleichterung. Er zog dann seinen

hübschen Schnurrbart einige Male langsam durch die Finger und ließ seine Augen noch einmal hinüberschweifen zu seinem kleinen Kameraden.

„Und nun meine ich, daß wir uns zur Ruhe begeben können," sprach er lustig. „Sie werden müde sein, Fräulein Gilberte. Erlauben Sie, daß ich Ihr Lager bereite, ich habe einige Uebung im Bivouakiren. 's ist zwar nicht zum bequemsten in einem Eisenbahnwagen, aber ich versichere Sie, man kann viel übler untergebracht sein, da draußen wäre eine schlechte Nacht heute, um auf Vorposten zu liegen."

Er zog, während er also scherzte, zwei Sitze heraus, legte eine Rolle als Kopfpolster gegen die Rückwand und ordnete den Platz und die Decken.

„So, mein Fräulein, hier können Sie liegen wie in Abrahams Schooß," fuhr er zufrieden über das Werk seiner Hände fort, „und ich, als getreuer Ritter, werde Sie bewachen."

Gilberte lächelte.

„Ich hoffe, Sie werden es ebenfalls vorziehen zu schlafen," sprach sie. „Sie sagten doch vorhin, daß Sie den ganzen Tag gestern auf der Jagd zugebracht und die ganze darauf folgende Nacht getanzt haben. Sie werden ebenfalls müde sein."

„Das will bei Unsereinem nicht viel bedeuten," erwiderte der Husar, „wir sind an so etwas gewöhnt.

Ich bin manchmal in meinem Leben Wochen lang nicht ins Bett gekommen und habe nur so hier und da ein Gelegenheitsschläfchen machen können auf einer Schütte Stroh, auf irgend einem Stuhl, bisweilen selbst im Sattel.“

„Wie?“ frug Mademoiselle Gilberte erstaunt, welche soeben im Begriffe war, es sich bequem zu machen auf dem provisorischen Lager. Sie sah den jungen Herrn mit ihren glänzenden Augen etwas ungläubig an und lächelte sogar etwas spöttisch.

„Im Sattel?“ fragt sie.

„Nun freilich ... Sie glauben doch nicht, daß ich flunkere?“ erwiderte eifrig der Husar. „Ich habe manchmal acht Tage lang die Kleider nicht vom Leibe bekommen, Fräulein Gilberte, in der Zeit zwischen Orleans und Le Mans, und bisweilen 15 bis 20 Stunden hinter einander im Sattel gesessen, immer dicht am Feinde, und das bei einem Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen mochte. Doch erlauben Sie, ich decke Ihnen nun den Pelz noch über, ziehe die Hülle über die Lampe da oben und dann schlafen Sie ein. Sie sind noch jung und bedürfen der Ruhe.“

Er wollte sich erheben, aber die Blicke des Mädchens hielten ihn fest.

„Nun, was schauen Sie mich denn so verwundert an, Fräulein Gilberte?“ fragte er lächelnd.

Ihre Augen wurden immer größer und glänzender.

„Ich bitte," sprach sie, „und Sie haben also jenen furchtbaren Krieg mitgemacht, Sie waren mit in Frankreich?"

„Ganz gewiß."

Sie sann eine Weile nach, allerhand Gedanken schienen sie zu beunruhigen und sich in ihren Mienen widerzuspiegeln.

„Aber nicht wahr," fragte sie mit einer zutraulichen Geberde, „Sie selbst haben nie einen Menschen umgebracht?"

„Ich glaube gar, Sie fürchten sich mit einem Male vor mir, mein kleiner Kamerad," erwiderte lächelnd der Offizier. „Schlafen Sie in Gottes Namen und machen Sie sich darüber keine Gedanken."

„Ich habe auch ein wenig von jenem Kriege gesehen," fuhr die Schweizerin nach einer kleinen Weile fort und strich sich über die Stirn.

„So, Sie waren also damals in Frankreich?" fragte der Offizier mit Interesse.

„Nein, mein Herr, aber ich befand mich zu Anfang des Jahres 1871 zufällig in Gransée im Kanton Neuchâtel, zum Besuch bei einer jungen Dame aus der Pension ... O! es war entsetzlich, was ich da gesehen habe. Die Wege im Gebirge waren bedeckt von fliehenden Franzosen, welche vor den Preußen über

das Gebirge flüchteten. Halb verhungert, mit erfrorenen Gliedmaßen, ohne Waffen, ohne Führer . . . es war zum Erbarmen, diese armen Menschen! . . . Eine wahre Sündfluth war hereingebrochen . . . Man gab, was man konnte, Jeder trug sein Scherflein herbei, aber ach, was wollte das sagen, ein Tropfen war es nur in jenem Meere des Elends! Tausende lagen am Wege, junge Menschen noch . . . zu Tode gehetzt, sterbend, verwundet, mit erfrorenen Händen und Füßen, oder krank am Typhus . . . O, es war grausam, das Herz blutete Einem!"

„Grausam?" sprach der Offizier mit großem Ernst. „Hatten denn die Unseren nicht dieselben Strapazen wie jene zu erdulden, dieselben Wege zu machen, denselben Frost zu leiden? Grausam war es nur von Jenen, welche den furchtbaren Krieg heraufbeschworen, welche Hunderttausende ihrem Ehrgeize opferten."

„Sie mögen Recht haben, mein Herr, überdies, ich verstehe wenig oder gar nichts von der Politik. Ich habe auch seitdem besser denken gelernt von den Deutschen durch Mary's Briefe; denn früher . . . nun . . . bei uns . . . in . . . . waren damals die hannoverschen Legionäre, die sprachen das Uebelste von den Preußen, die säeten Haß und Verachtung, wo sie nur konnten, gegen Ihr Vaterland, und besonders die Offiziere thaten dies. Sie waren zwar nicht gerade

beliebt in unserem Lande, denn einige von ihnen waren exaltirte, wilde Menschen und sehr anmaßend obendrein; aber man glaubte ihnen doch; die Leute glauben ja immer gerne das Schlimmste von Anderen. Besonders war da ein Baron von Allerstein, ein großer, stattlicher, aber unheimlicher Mann, der öfters in unser Haus kam, der war der Allerschlimmste von Allen. Ich selbst war damals noch ein halbes Kind, aber Mary hat mir häufig von ihm geschrieben; er soll nachher von den Preußen erwischt und unschädlich gemacht worden sein. Man hat ihn in eine Festung eingesperrt, glaube ich; ein Mal hieß es auch, er sei in einem Duell gegen einen preußischen oder russischen Offizier gefallen, den er tödtlich beleidigt hätte. Nun kurzum, mein Herr — — —"

„Kurzum, mein Fräulein," unterbrach sie hier der Offizier mit Laune . . . „es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen. Glauben Sie mir, wir sind nicht halb so schlimm wie unser Ruf. Leben Sie nur erst ein Weilchen in unserer Mitte und Sie werden finden, daß wir zwar etwas langweilige, aber sonst durchaus gutartige Menschen sind. — Doch nun denken Sie gleich an etwas Freundlicheres und dann schlafen Sie ein. Denn Sie müssen morgen helle Augen haben, wenn Sie nach Berlin kommen."

Sie lächelte in ihrer kindlichen, herzgewinnenden Art.

„Wie komisch — mon Dieu! . . . Also morgen bin ich in Berlin und bei meiner lieben, lieben Mary! . . . Ich wäre recht neugierig, mein Herr, ob Ihnen meine Freundin gefallen würde; sie war die Schönheit unseres Instituts.“

„Ich sehe mehr auf ein gutes Herz und einen treuen Sinn, mein lieber Kamerad, als auf äußeren Schein. Schönheit ist ein gefährliches Geschenk . . . aber nun schließen Sie schnell die Augen und gönnen Sie sich die nöthige Ruhe.“ —

Er sah nach der Uhr.

„Halb elf schon,“ sprach er und streckte Gilberte seine Hand hin.

„Gute Nacht und gute Träume,“ sprach er freundlich.

„Gute Nacht, mein Herr, und vielen Dank,“ erwiderte sie einschlagend und lehnte sich dann zurück.

Leise breitete der Offizier die Decke über sie aus und setzte sich auf die andere Seite des Wagens, wo er alsbald in tiefe Gedanken versank.

Zweites Kapitel.

Fritz von Hachenburg versuchte lange Zeit vergeblich einzuschlafen. Eine gewisse innere Aufregung hielt ihn wach und verscheuchte den Schlummer. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem reizenden Gegenstande, der dort in tiefen Schlaf versunken auf der andern Seite des Wagens lag, und seine Blicke schweiften häufig jenen Gedanken nach. In dem milden Halbschatten lag Gilberte da, mit glühenden Wangen und halb geöffneten Lippen, während ihr schweres blondes Haar in krausen Wellen ihre Stirn beschattete und eine losgelöste Flechte wie eine glänzende Schlange über ihr dunkles Gewand herabfiel. Ihre gleichmäßigen und tiefen Athemzüge deuteten auf einen tiefen und gesunden Schlaf. Ihre eine Hand, eine zarte, rosige, wohlgepflegte Hand, hatte sich von der Hülle befreit und lag nun auf der Decke.

Der Husar berauschte sich immer mehr in dem Anblicke aller dieser Reize und würde seinen Blick

wahrscheinlich gar nicht mehr von demselben abgewendet haben, hätte er nicht gefürchtet, durch ein fortgesetztes Anschauen die holde Schläferin zu beunruhigen oder zu wecken.

Fritz von Hachenburg war trotzdem kein zärtlicher Seladon, kein Frauenmann, wie man glauben könnte. Er war ehrgeizig, sein Vermögen war nicht groß, denn die Güter der Familie waren Fideikommiß und er war ein jüngerer Sohn, er mußte sich seinen Weg durchs Leben selber suchen und er war ganz der Mann dazu und hatte bereits einen Schritt vorwärts gethan. Er war eben jetzt im Begriffe, auf die Kriegsakademie zurückzukehren, welche er mit Nutzen besuchte. Gesund an Leib und Seele, eine ernste Natur und bestrebt, sich empor zu schwingen, hatte Hachenburg bisher sich wenig um die Frauen gekümmert. Er behauptete manchmal lächelnd, er hätte dazu noch niemals in seinem Leben die nöthige Zeit gehabt, und so war es auch in der That; er besuchte zwar die Hofbälle, war in einigen Familien ein gern gesehener Gast und ein Liebling aller seiner Verwandten, aber zu Liebeleien oder gar zu ernsteren Liebschaften hatte der Husar sich niemals die Zeit gegönnt; ein flüchtiger Kuß, der schnelle Druck einer weichen Hand — ein Blümlein am Wege, ein schäumendes, schnell geleertes Glas — das war das Ganze. Sein Herz war noch unberührt,

noch jungfräulich, seine Stunde hatte noch nicht geschlagen.

Und nun? — Nun führte ihn hier das Schicksal urplötzlich mit einer jungen, wildfremden Dame zusammen auf dieser Reise und mit einem seltsamen Gemisch von Sorge, Zorn und Entzücken fühlte der Husar sein Herz bei ihrem Anblicke höher und höher schlagen, fühlte er, daß eine ihm unerklärliche Wandlung in ihm vorging, daß jenes fremde Mädchen da schon jetzt seinem Herzen nicht mehr gleichgültig sei, daß es schwer werden würde, sie zu vergessen.

Er sah sie an mit langen, gedankenvollen Blicken, als wollte er sich ihr Bild in seine Erinnerung einprägen, ein zärtlicher, warmer Schein zuckte bisweilen auf in demselben, seine Züge wurden weicher, belebter und sein Hals streckte sich vor, um ihren Athemzügen zu lauschen, ihren Hauch zu athmen.

Gilberte schlief einen tiefen, gesunden Schlaf. Weder jenes Anschauen ihres Reisebegleiters, noch das Pfeifen der Lokomotive und das Stoßen des Wagens weckte sie auf.

Endlich, gegen Morgen fielen auch dem Husaren die Augen zu, er verträumte einige Stationen, wachte dann wieder auf, schlief wieder ein und befand sich so auf der Grenze zwischen Sein und Nichtsein, bis der Tag langsam heraufdämmerte.

Mit einem Seufzer erwachte nun auch Gilberte.

„Mein Gott — wo bin ich?" sprach sie und sah sich, halb verschlafen noch, mit glänzenden Augen um.

„Wenige Meilen von Berlin, mein Fräulein," erwiderte der Husar mit einem freundlichen Lächeln, „noch zwei Stunden von Fräulein Mary, die hoffentlich jetzt schon aus den Posen steigt, um Sie würdig zu empfangen. Guten Morgen! Sie haben vortrefflich geschlafen!"

Gilberte hatte einige Mühe, sich völlig zu ermuntern. Die ganze Situation kam ihr jetzt bei ihrem Erwachen wieder ganz neu und seltsam vor, sie fühlte sich verlegen; aber sie nahm doch des Husaren Hand und erwiderte freundlich seinen Gruß.

„Mon Dieu," sprach sie . . . „ich träumte, ich wäre daheim . . . so natürlich, als lebte Alles."

„Auch der alte Lignière?" fragte der Offizier mit einem lustigen Lächeln.

„Auch er war dabei!" nickte sie und begann ihren Anzug zu ordnen.

„Aber, mein Gott, welch ein Land!" rief sie gleich darauf erschrocken aus, nachdem sie einen Blick durch die Fensterscheiben gethan hatte. Es war in der That kein schöner Anblick, welcher sich ihren verwöhnten Augen darbot. Der Reiz der Landschaft zwischen Zahna und Jüterbogk ist nicht eben besonders

groß. Der neblige Morgen lag noch grau und feucht wie ein Sack über den mageren Sandschollen, an welchen der Zug vorbei raste und die eintönigen graugrünen Fichten streckten trostlos ihre triefenden Arme hinaus in den Nebel und drehten sich gespenstisch in monotoner Reihenfolge vorüber. Ganze Züge von Krähen zogen krächzend über ihre Wipfel hin und bildeten die passende düstere Staffage zu dieser traurigen Scenerie. Kein Wunder, daß dies alles auf das Herz der Schweizerin einen beklemmenden Eindruck machte und ihr Gemüth mit einem Schauer abergläubischer Furcht erfüllte. Sie war ganz entsetzt über diesen Anblick, sie, deren Augen die Wunder Gottes täglich geschaut hatten, deren Blicke beim Erwachen das herrlichste Panorama der Welt zu sehen gewohnt waren.

„O Gott!“ rief sie noch einmal und schüttelte sich fröstelnd.

„Sie erschrecken über unsere sandige Mark,“ sprach der Offizier gutmüthig und setzte sich neben seinen Schützling. „Ja, schön ist's hier nicht, das weiß Gott; dies ist die Sandbüchse des deutschen Reichs. Aber nur Geduld, es kommt bald wieder anders. Man gewöhnt sich auch an das hier und kann sogar Heimweh danach empfinden, wie der Schweizer nach seinen Bergen, das klingt Ihnen

sonderbar, nicht wahr? Aber auch die Ebene hat ihren Reiz"

„Trostlos!" seufzte Gilberte beklommen.

„Und doch — auch hier scheint Gottes Sonne. — Nur Muth, Sie dürfen sich durch so etwas nicht niederbeugen lassen und außerdem, dies ist hier gerade die schlimmste Stelle. Sehen Sie, Fräulein Gilberte, da hinten erblicken Sie schon die Thürme von Jüterbogk." Er lächelte gutmüthig und seine Stimme klang warm und herzlich, trotz seines Scherzes: „Da hinten wohnen auch Leute, ja noch mehr, dort in der Kirche hinter dem Altar steht sogar der Ablaßkasten Tetzels . . . Hier erblicken Sie zwei weißstämmige Birken und dort stehen einige stattliche Ebereschen, da ist auch ein Berg und auf demselben wächst sogar der Weinstock. Ei, ei, Fräulein Gilberte, Sie müßten sehr anspruchsvoll sein, wenn Sie noch mehr verlangten!"

Die junge Dame belohnte die Bemühungen des Offiziers, ihre trüben Gedanken abzuleiten, durch ein Lächeln, es war eben doch nur ein wehmüthiges, verschleiertes Aufleuchten, mit dem sie ihn anblickte. Sie waren sich fremder geworden, seit der graue, frostige Morgen der dritte in ihrem Bunde war, seit der Moment des Abschieds immer näher herankam.

Die Sorge um die nächste Zukunft nahm Gil-

bertens Gedanken ganz gefangen und schnürte ihr die Brust zu. Es war doch ein bedeutungsvoller Schritt, welchen sie gethan hatte — wie würde das Alles enden? Sie sah blaß aus und beunruhigt, häufiger fuhr ihre kleine Hand über das Haar und das Kinn sank ihr auf die Brust, während sie in die eintönige nebelige Landschaft hinausstarrte.

Der Husar beobachtete seinen Schützling heimlich unausgesetzt. Auch er war erregt; der scherzende Ton wollte nicht recht verfangen, es kam ihm auch nicht vom Herzen.

So saßen sie eine Weile stumm sich gegenüber — plötzlich aber glitt wieder ein Schimmer von guter Laune über das gebräunte Gesicht des Offiziers:

„Wie verschieden das doch in der Welt ist, Fräulein Gilberte, Sie suchen eine Stelle als Lehrerin hier in Berlin und ich besuche hier die Schule . . . Ein etwas großer Schulknabe, nicht wahr?"

„Wie?" fragte sie, den Husaren erstaunt anschauend.

„Nun ja, ich spreche im Ernst," erwiderte er. „Morgen früh punkt neun Uhr muß ich in der Klasse sein und Metaphysik verdauen."

Gilbertine lächelte.

„Allerdings ein etwas großer Zögling," sprach sie.

„Und eine sehr junge Lehrerin," erwiderte er scherzend.

Sie las in seinen Augen noch mancherlei, was er nicht aussprach. Sie erröthete und strich sich das graue Kleid glatt.

„Wenn ich nur erst eine Lehrerin wäre, ich verlange nichts Besseres,“ sprach sie mit einem Seufzer und wurde wieder ernst.

„Nun, hoffentlich hat Ihre Freundin Ihnen die Pfade geebnet und empfängt Sie mit einer sehr guten Nachricht“

„Gott gebe es!“ — —

Endlich stiegen die Thürme der Residenz, Grau in Grau, vor ihren Augen auf. Je näher sie der Hauptstadt kamen, desto blasser und einsilbiger wurde das junge Mädchen und desto tiefer wurde die Husarenfalte zwischen den Brauen Fritz von Hachenburgs. Ein feiner Regen rieselte herab, die Wolken hingen grau wie Löschpapier tief hernieder, ein trostloser Herbstmorgen war es. Einzelne Häuser erst, dann kompaktere Massen kündigten die Nähe der Stadt an, eintönig, kasernenartig waren sie, dann kamen ganze Zeilen eleganter Villen, Baumreihen, eine Brücke, ohne Aufhören pfiff die Lokomotive, während der Zug dahinbrauste mit ermäßigter Geschwindigkeit und in den Bahnhof hineinrollte.

Zu dem heruntergelassenen Fenster hinaus, mit pochendem Herzen schaute die Fremde, von Einem

zum Anderen glitt ihr Blick, suchend nach einem bekannten Gesicht, hoffend, daß eine befreundete Hand ihr zuwinken, zwei Augen sie anlächeln, sie willkommen heißen möchten im fremden Lande. Aber unter der Menschenmenge, welche den Zug erwartete und die die weiten Räume der Halle überschwemmte, war Niemand, der auf sie wartete. Vergebens suchte, vergebens hoffte sie aufs Neue, flog ihr Auge hier und dorthin mit immer größerer Hast — vergebens stieg verworren und hastig eine Bitte, ein Gebet auf ihre Lippen — Mary, ihre Freundin, war nicht da.

Es war dies ein harter Schlag für Gilberte, sie vermochte sich kaum zu fassen. Welch eine entsetzliche Lage, in der sie sich befand! . . . Was sollte sie thun, sollte sie beginnen hier ganz allein in der fremden Stadt?! — —

„O Gott!" murmelte sie und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Mitleidig sah der Offizier sie an.

„Ist Ihre Freundin nicht da?" fragte er theilnehmend.

„Ich erblicke sie nirgends," rief Gilberte und begann bitterlich zu weinen.

„Das thut mir leid, aber nur Muth!" tröstete sie der Husar, „Fräulein Mary hat vielleicht Abhaltung oder ist krank. Jedenfalls wissen Sie doch ihre Adresse?"

Gilberte suchte sich zu fassen.

„Ja wohl," schluchzte sie.

„Und dann, Fräulein Gilberte, wenn alle Stricke reißen, dann haben Sie mich ja noch."

Sie sah ihn unruhig und verlegen an, ihre Thränen liefen wieder reichlicher die bleichen Wangen herab. Er reichte ihr treuherzig die Hand und sie ergriff dieselbe schüchtern.

„Haben Sie mich verstanden, Fräulein?" sprach er mit ernster Bitte, „haben wir uns nicht versprochen, daß wir treue Kameraden sein wollen, daß Sie meine Hülfe annehmen wollen, meine Bemühungen, Ihnen nützlich zu sein?"

Sie nickte ihm wehmüthig zu, gerade als die Thüre des Waggons geöffnet wurde und ein Gepäckträger seinen Kopf hereinsteckte.

Der Husar half ihr beim Aussteigen, nahm ihr Gepäck in Obacht und half ihr die Freundin suchen . . . dieselbe war aber in der That nicht da. Die Menschen verliefen sich und die Beiden standen zuletzt beinahe allein in der leeren Halle.

„Was fange ich an?" rief Gilberte trostlos.

„Vertrauen Sie sich mir an und lassen Sie mich für Sie sorgen, seien Sie meine Schwester für heute, und wenn Sie Ihre Mary gefunden haben und

meiner nicht mehr bedürfen, dann geben Sie mir den Abschied," sprach ernst der Husar.

„Es sei," stammelte sie mit einem feuchten Blicke . . . „aber . . . wie soll ich Ihnen danken!"

„O nichts von Dank," erwiderte jener abwehrend, rief dann seinen Diener und geleitete Gilberte zu einem Wagen, der draußen schon für ihn bereit stand.

Sie fuhren nach der Wohnung des Grafen P. und erfuhren dort, daß dessen frühere Erzieherin seit dem ersten Oktober zu seinem großen Leidwesen ihn verlassen hatte, um mit einer englischen Familie in deren Vaterland zu gehen, also Mary, Gilbertens einzige Hoffnung war gar nicht mehr in Berlin. Es war das ein harter Schlag für das junge, unerfahrene Mädchen, ihrem Fürwitze folgte die Strafe auf dem Fuße nach.

Allein, beinahe ohne alle Mittel in der fremden, großen Stadt, es war eine verzweifelte Lage, in welcher sie sich befand. Der Ernst derselben überwältigte sie und schmetterte sie völlig zu Boden, aber ihr schnell gewonnener Freund richtete sie wieder auf. Er redete ihr Muth ein und versprach ihr, für sie zu sorgen. Nach einigem Ueberlegen brachte er sie zu einer rechtschaffenen Frau, welche Zimmer vermiethete und begab sich dann sogleich mit ihr auf ein Bureau, um eine angemessene Stellung für seinen Schützling

zu ermitteln. Man versprach ihm Auskunft zu geben schon in den nächsten Tagen, und so gelang es denn den gemeinsamen Bemühungen jener Frau und des Husaren, den Muth Gilbertens ein wenig wieder aufzurichten und sie zu trösten.

Nachdem jene erst einen langen Brief an ihre Freundin in England geschrieben hatte, wurde sie einigermaßen ruhiger, doch war die Erschütterung, welche sie durch jenen Schrecken erlitten hatte, so groß, daß sie einige Tage in Folge desselben das Zimmer hüten mußte.

Sie erholte sich aber schnell wieder und konnte vor dem Ende derselben Woche noch Hachenburgs Besuch empfangen. Erröthend trat sie ihm entgegen und reichte ihm die Hand, und er betrachtete sie mit einem warmen, zärtlichen Blicke und vermeinte in seinem ganzen Leben nie ein liebreizenderes Geschöpf gesehen zu haben als seinen Schützling.

Drittes Kapitel.

Zum Glück war Gilberte Savigny frühzeitig durch manche Prüfung des Lebens hindurchgegangen und nachdem nur erst der erste Schrecken über ihre getäuschte Erwartung vorüber war, machte sich die angeborene Elasticität ihres Naturells geltend und ihr Muth hob sich wieder. Sie hatte einen tüchtigen Fond von Wissen, diese kleine Schweizerin, und hinreichende Energie, um sich ihren Weg zu bahnen unter fremden Menschen, sie war außerdem hart gewöhnt

Sie dankte Gott, daß er ihr zwei so brave Menschen gesandt hatte in ihrer großen Noth, wie Madame Bergmann, ihre Wirthin, und den Husaren. Man konnte nicht theilnehmender sein wie die gute Frau, und nicht edler und helfender als der fremde Mann, der sich zu ihrem Beschützer aufwarf. Gilberte fühlte instinktmäßig die edlen, selbstlosen Motive desselben heraus und vertraute ihm unbedingt, und dennoch warnte eine innere Stimme sie andererseits

und machte sie vorsichtig gegen ihn und gegen sich selbst, der weibliche Instinkt der Jungfrau sagte ihr, daß sie dem fremden Manne nicht gleichgültig sei, und sie selbst fühlte nur zu gut, daß auch auf sie Hachenburg einen tieferen Eindruck gemacht hatte, als je ein anderer Mann zuvor.

Es fand sich nicht sogleich eine passende Stelle für Gilberte und so vergingen in Warten und Hoffen einige lange Wochen für das Mädchen. Fritz von Hachenburg bestand darauf, daß Gilberte sich Bewegung machte und sich zerstreute, er war stolz darauf, ihr die Honneurs in der Residenz machen zu dürfen. Des Morgens saß Gilberte ebenso eifrig hinter ihren Büchern wie der Husar den Vorträgen Verdy's und Dowes lauschte, die Nachmittage aber gehörten ihnen. Gegen drei Uhr kam Hachenburg, um Gilberte abzuholen. Er führte sie in die Museen, deren Kunstschätze die Bewunderung seiner Begleiterin erregten, in die Gemälde-Sammlungen, in die Schlösser und zu allen Sehenswürdigkeiten, er vertiefte sich mit ihr in die Alleen des Thiergartens und des Charlottenburger Parks, über deren welke Blätter sie leichten Schrittes, plaudernd, Arm in Arm dahinschritten wie zwei Geschwister. Er besuchte mit ihr die Oper und einige der besseren Theater, machte ihren Führer und Erklärer mit einem Vergnügen, welches sich von Tag

zu Tag steigerte, und brachte endlich am Abende Gilberte unter den Schutz der Madame Bergmann zurück, ohne jemals die zarte Grenze überschritten zu haben, welche die eigenthümlichen Verhältnisse ihm zogen.

Hachenburg war eine durch und durch edle Natur und gerade ihre Schutzbedürftigkeit und das Vertrauen, welches Gilberte in ihn setzte, waren ihr sicherster Schutz in seinen Augen.

Und je mehr er diese zärtliche, vertrauende und doch auf der andern Seite so energische Mädchenseele kennen lernte im Laufe der Wochen, je mehr er entdeckte, wie die Schönheit und Reinheit ihrer Empfindungen gleichen Schritt hielten mit ihren körperlichen Vorzügen, desto mehr verlor er sein Herz an seinen Schützling und eroberte er anstatt dessen das ihrige.

Niemals hatten sie von ihrer Liebe mit einander gesprochen, trotzdem ihre Herzen in hellen Flammen standen, aber seine zarte Sorge um sie, seine leuchtenden Augen und der Druck seiner Hand, wenn er ihr entgegentrat, sprachen lauter als alle Worte und ihr Erröthen und ihre Freude, wenn er zu ihr ins kleine Zimmer kam, um sie abzuholen, war so sichtlich, daß Hachenburg hätte blind sein müssen, um nicht zu fühlen, wie sehr Gilberte ihn wieder liebte. Vier köstliche Wochen waren es, die sie so mit einander

verlebten, ein Sonnenstrahl, wie das Geschick ihn uns manchmal gönnt.

Aber die Trennungsstunde schlug, dasselbe Schicksal wollte es so, sie mußten von einander scheiden. Nach vielem Suchen fand sich endlich eine Stelle für Gilberte, die so vortheilhaft war, daß, wenn auch mit schwerem Herzen, selbst Hachenburg ihr rieth, dieselbe anzunehmen. Sie bekam das Anerbieten, für 400 Thaler Gehalt und unter den angenehmsten Bedingungen die Erziehung zweier kleiner Mädchen, Töchter der Baronin F......g in Hannover, zu übernehmen.

Gilberte willigte ein und so nahte der Tag der Abreise.

An einem sonnenhellen Herbstnachmittage war es, als die Beiden zum letzten Male hinauspilgerten nach Charlottenburg, und sich in die breiten vom Winde bewegten Alleen des Parks vertieften. Schweigsam schritten sie neben einander dahin, beide mit schwerem Herzen. Das dürre Laub rauschte zu ihren Füßen und wirbelte vor ihnen her, durch den Luftstrom entführt. Ab und zu begegnete ihnen ein anderes Pärchen, ein einzelner melancholischer Spaziergänger, oder ein Arbeiter mit dem Spaten auf der Schulter, dann wurde es einsam um sie her, ganz still.

Gilberte's Arm ruhte heute schwerer als sonst

in dem des Husaren und das Gehen schien sie zu ermüden: sie sah mit starrem, umflorten Blicke in dieses Chaos von abgestorbenen Blättern, tiefe Trauer lag auf ihrem lieblichen Gesicht, welches der flatternde blaue Schleier einrahmte. Ebenso ernst, ebenso traurig schaute Fritz von Hachenburg vor sich hin und mehr wie ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Er kämpfte einen schweren, verzweifelten Kampf mit sich selbst. Er liebte Gilberte, er konnte es sich nicht mehr verhehlen, er liebte sie mit aller Kraft und Innigkeit seiner Seele, in den wenigen Wochen war sie ihm sein ganzes Glück, seine ganze Welt geworden! Seine Stunde hatte geschlagen und bei Männern wie Hachenburg ist eine solche Liebe ein Verhängniß, sie beherrscht ihr ganzes künftiges Leben Getrieben von seinem Herzen, drängte sich gewaltig, gebieterisch das Wort auf die Lippen, er hätte seinen starken Arm um dieses geliebte, verlassene Mädchen schlingen mögen und ausrufen: Bleib hier, wo willst Du hingehen, wo könntest Du sicherer ruhen als hier, an meiner Brust! Aber wäre das auch recht und ehrlich gewesen? Durfte er Gilbertens Existenz so gewaltsam an seine eigene zu fesseln suchen, ohne jede Aussicht, vorläufig wenigstens, ihr eine passende Stellung und ausreichende Existenzmittel bieten zu können — durfte er so leichtsinnig, so egoistisch handeln? — —

Nein und tausendmal nein! Er wollte sie erringen um jeden Preis, das stand bei ihm fest, aber er hatte nicht das Recht, sie jetzt von ihrem einmal erwählten Berufe abzuziehen, ihren Sinn zu trüben und ihr die ernsten Pflichten, welche sie übernahm, zu erschweren.

„Gilberte,“ sprach er, und aus seiner Stimme klang der Trennungsschmerz heraus, trotzdem er sich die größte Mühe gab, seine Gefühle zu beherrschen, „Gilberte, mein Freund . . . wann werden wir wieder so traulich mit einander gehen wie heute? . . . Morgen um diese Stunde sind Sie nun schon an ihrem Bestimmungsorte angelangt; . . . gebe der Himmel Ihnen dort Glück und reichen Segen und lasse er Sie treue Menschen finden.“

Sie schaute zu ihm auf mit einem schimmernden, dankbaren Blicke, aber sie sprach nicht, nur der leise Druck ihrer Hand antwortete ihm.

„Wie sonderbar, Gilberte,“ fuhr er fort, „gestern vor vier Wochen erst sahen wir uns zum ersten Male in unserem Leben, und heute kann ich mir es gar nicht vorstellen, daß ich sechsundzwanzig Jahre gelebt haben soll, ohne Sie gekannt zu haben. — Vier kurze Wochen — wie ein Traum!“

Sie waren zu der hinteren Parkmauer gelangt, sie lehnten sich über dieselbe und schauten eine Weile lang in die trüben Fluthen des Stromes hinab.

„Werden Sie manchmal an mich denken, Gilberte.. an mich schreiben?" fuhr er fort, „werden Sie mich nicht ganz vergessen und in allen schwierigen Lagen sich an mich wenden?"

„O, mein Freund," erwiderte sie mit einem zärtlichen, vorwurfsvollen Aufschlagen ihrer schönen Augen, „welche Frage!"

„Ach Gilberte! Sie kennen das Leben nicht... Solche Eindrücke verwischen sich schnell; die Zeit legt sich dazwischen wie ein Nebel, die Farben laufen in einander und bleichen aus und zuletzt erscheint einem das, was uns einst so lebhaft bewegte, wie ein Traum . . ." Er sprach sehr ernst.

Gilberte zog schnell ihre Hand von seinem Arm zurück und richtete sich auf. Ihre Augen funkelten und ihre Wangen belebte ein zartes Roth.

„Hören Sie auf," rief sie hastig, „sprechen Sie so nicht weiter, mein bester Freund . . . Sie thun mir weh! Welch ein Geschöpf müßte ich sein, um Sie zu vergessen, zu vergessen, was Sie an mir gethan! Wie undankbar, wie schwarz müßte meine Seele sein, könnte sie jemals aufhören, mich des Dankes zu erinnern, den ich Ihnen schulde.

„Als ich — ein leichtfertiges, unerfahrenes Mädchen — hinausstürmte in die Welt, da schickte der Himmel mir Sie, damit ich nicht verginge. Sie

nahmen sich mitleidig der Verlassenen an, des fremden Mädchens im fremdem Lande, und als ihr einziger Hoffnungsanker riß, ihr Schifflein hinauszutreiben drohte in den weiten Ocean des Lebens, ohne Segel, ohne Steuer, ein Spiel der Wellen, da retteten Sie mich. O Freund, was wäre ich jetzt ohne Sie und wie soll ich es Ihnen jemals vergelten, was Sie an mir gethan! Wollte Gott, es gäbe eine Gelegenheit, Ihnen beweisen zu können, wie sehr ich Ihre Güte empfinde . . . Alles was Sie für mich gethan! . . . Meine Worte sind arm," fuhr sie mit einer ungeduldigen Geberde fort . . . „viel, viel zu arm!"

„Gilberte! . . . Um Gottes willen nicht weiter! rief der Offizier. „Sie wissen nicht . . . o, Sie ahnen nicht, wie viel Egoismus in meiner Seele steckt . . . Sie ahnen nicht . . ." Er unterbrach sich kurz, wie ein Zittern ging es durch seine mannhafte Gestalt und sein Gesicht verzog sich wie im Krampf, noch ein Wort und er hätte sich verrathen.

Sie trat ein wenig näher an ihn heran und er ergriff in seiner Aufregung ihre beiden Hände. Sie legte sich zutraulich gegen seine Brust und sah ihn zärtlich lächelnd an, ihre schönen Augen hoben sich, um seinen irrenden Blick zu fesseln, ein tiefer, warmer und leuchtender Strahl ergoß sich aus ihrer Seele in die seine. So standen sie eine Minute lang, ohne

sich zu bewegen, kaum zu athmen wagend . . . Auge in Auge — eine Seele vor der andern

„Still, still, mein Freund!" begann Gilberte und lehnte ihr Haupt leicht an seine Schulter . . . „O, diese schöne, verflossene Zeit! . . . Eine zweite Heimat fand ich hier . . . wie seltsam!" Ihre Stimme klang so süß wie ein Hauch . . . es war, als spräche sie zu sich selbst . . . Sie lächelte und blickte abermals zu ihm auf. Sie trat dann erröthend einen Schritt zurück. „Und wie seltsam auch das," fuhr sie fort, „erinnern Sie sich noch, welches Herzweh mir der Anblick dieses Landes machte bei meinem Erwachen an jenem Morgen auf der Eisenbahn . . . Wie ein düsterer Nebel . . . wie ein Unglück weissagender Druck lag es damals auf meinem Gemüth . . . und jetzt? . . . O, Gottes Welt ist überall schön, wo gute Menschen sind! Hab Dank, du lieber Gott und verlaß mich nicht!" Sie lächelte zum Himmel empor. „Und hab Dank, du guter Mensch, und vergiß mich nicht!" So sprechend trat sie an Hachenburg heran, legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und küßte ihn auf die Wange.

Ein eigenthümlicher Laut entrang sich der Brust Hachenburgs, wie ein unterdrücktes Schluchzen klang es, wie ein matter Schmerzensschrei. Er wurde bleich

wie die Wand und taumelte. Aber es war nur ein Augenblick, er ging schnell vorüber.

Menschen nahten. Gilberte legte ihren Arm wieder in den seinen und sie gingen weiter. Sie verabredeten dann unterwegs noch, wie oft und wie sie sich schreiben wollten, wie sie es machen könnten, um sich wieder zu sehen, sie sprachen von Diesem und Jenem, aber kein Wort von Liebe.

Am andern Morgen, als Hachenburg die Theure abholte, um sie zur Bahn zu geleiten, gab er ihr ein einfaches glattes Kreuz von mattem Golde und bat sie, es in der Erinnerung an ihn zu tragen. Gilberte wurde roth und blaß, sie küßte das Kreuz mit feuchtem Auge und hing es um ihren Hals.

„Ich schwöre Ihnen, daß dieses Andenken von Ihnen mich niemals verlassen soll, ich werde es tragen Tag und Nacht, bis ich sterbe!"

Er hob sie in den Wagen und sie schlang ihren Arm um seinen Hals, ohne sich um die Menschen zu kümmern, und küßte ihn auf Mund und Wange.

„Gott lohne es Dir, Gott schütze Dich, Du Guter, Du Treuer!" sprach sie mit überströmenden Augen, und er, roth wie sein Kragen, strich ihr zärtlich über die reichen blonden Haarwellen, tauchte seinen Blick noch einmal in den ihren und stammelte:

„Ewig Dein ... durch Dick und Dünn, Gilberte, ewig Dein!“

So schieden die Beiden.

Der Zug fuhr davon und er starrte ihm nach und winkte mit der Hand, so lange er noch ihren Schleier wehen sah. Dann wandte er sich und ging davon und ihm war es, als wäre mit Gilbertens Verschwinden aller Sonnenschein aus seinem Leben gewichen. Sie nahm sein Herz mit fort.

Viertes Kapitel.

Südlich von Hannover zieht sich ein langer, flacher und dicht bewaldeter Höhenrücken hin, das Deister-Gebirge.

Zwischen den südlichen Abfällen desselben und dem Süntel-Gebirge, welches das rechte Ufer der Weser in der Gegend von Oldendorf und Rinteln begleitet, liegt ein breites, fruchtbares Thal, das ein kleiner Bach, die Aller, durchfließt und dem sich nach Nordwesten zu die lange, seltsam gezackte Kette der Bückeberge vorlagert.

Der Reisende, welcher von Norden her kommend, durch die endlosen, rostbraunen und trostlosen Flächen der Lüneburger Haide oder durch die Moorgegenden, welche sich, wie ein Ring, vom Steinhuder Meere an meilenweit nach Osten hin bis zur Altmark erstrecken, durch einen der vielen Pässe mit der Eisenbahn von Hannover her in dieses Gelände eindringt, wird überrascht und entzückt sein, hier ein kleines

Paradies zu entdecken, von dessen Dasein er bisher noch keine Ahnung hatte. Steile, dichtbewaldete Berge fallen zu der flachen, wellenförmigen Thalmunde ab, höher und schroffer erscheinend, als sie es in der That sind, reiche Ortschaften, reiche Saaten, Bäume, die sich neigen unter der Last ihrer Früchte, Schlösser und Weiler, wechseln mit einander ab und die breite Landstraße entlang ziehend, blickt man überall rechts und links in kleine romantische Querthäler hinein, in deren dunklen Schluchten, unter riesigen, uralten und laubstrotzenden Bäumen sich hier und dort eine Mühle, ein Kirchlein oder ein alter Herrensitz eingenistet hat.

Hier in diesem gesegneten Landstriche haben viele jener alten starrsinnigen hannoverschen Geschlechter ihre Stammschlösser, und manche in Trümmern gefallene Burgruine am Hange des Berges zeugt von dem Alter derselben und von ihrer vergangenen Größe, denn im Allgemeinen sind heut zu Tage die Sitze jener „Grollenden“ ohne große Prätensionen erbaut und unterscheiden sich selten von denen anderer wohlhabender Landwirthe.

* * *

Vier Jahre nach jenen in den vorigen Kapiteln geschilderten Ereignissen ritt ein Offizier, von einer Ordonnanz gefolgt, die Chaussee entlang zwischen den Städtchen Springe und Münder. Das Wetter war abscheulich, es regnete in Strömen und man konnte nicht hundert Schritte weit vor sich hinsehen; wie ein dichter Flor hing der Duft über der Landschaft.

In seinen Regenmantel gehüllt, ein wenig vornübergeneigt und den Kopf zur Seite gewandt, saß der Offizier auf seinem triefenden und bis zu den Gurten hinauf bespritzten Gaule und suchte mit seinen scharfen blauen Augen ein wenig von seiner Umgebung zu erspähen. Das Karmoisinroth am Kragen und an der Mütze, sowie die breiten Streifen an den Beinkleidern, welche in die weit heraufreichenden Stiefeln gesteckt waren, bezeichneten ihn als zum Generalstabe gehörig; darauf deutete auch die kleine lederne Tasche hin, die an der rechten Seite seiner Chabraque befestigt war.

Dieser Reiter war Fritz von Hachenburg, den wir trotz seiner veränderten Kleidung und obgleich die Jahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind, unschwer wieder erkennen.

Er ist magerer geworden und sieht ernster aus als damals, zu ernst für seine Jahre. Seine Züge haben etwas Steinernes, Starres bekommen, sein

Auge hat seinen alten, lustigen Glanz verloren, die Backenknochen treten merklich hervor und um seine Mundwinkel ziehen sich zwei strenge Falten. Das ist nicht mehr der flotte Husar von ehemals, der so keck und hell ins Leben hineinschaute, das ist der sorgenschwere Generalstabsoffizier, der grübelt und Lasten trägt, an dem der Ehrgeiz nagt. Gealtert ist er vor der Zeit. Aber nein — nicht der Ehrgeiz allein ist es, der Hachenburg in den wenigen Jahren so verändert hat — Kummer, Enttäuschung haben ihm die frühere Lebenslust, den Glauben an die Menschen und den Frohsinn geraubt, nagender, stumm getragener Herzenskummer, der Ehrgeiz, das Streben war nur der Deckmantel für diese Wunde, die er zu stolz war, die Welt und seine Kameraden ahnen zu lassen.

Hier in diesem melancholischen Regenwetter, ohne ein Auge in der Nähe, welches er zu vermeiden hatte, konnte ein aufmerksamer Beobachter unschwer bemerken, wie unendlich trostlos, wie suchend und schmerzlich diese sonst so strengen Augen bisweilen vor sich hinblickten, wie der Athem anschwoll von Zeit zu Zeit zu einem tiefen Seufzer, wie die Hände, in einander verschlungen, so trostlos auf dem Sattelknopfe ruhten und die kräftige, noch jugendliche Gestalt in sich zusammensank.

So in schwermüthiges Sinnen vertieft, ritt Hachenburg eine Strecke weit fürbaß, dann schrak er plötzlich

auf aus seinem Hinbrüten, richtete sich, sich ermannend, empor und schaute um sich, wie Jemand, der erwacht. Eine Weile saß er starr im Sattel, kerzengrade, dann begann sein Haupt sich wieder zu neigen, niedergezogen von dem einen, schweren Gedanken, welcher an seinem Herzen zehrte. Unwillkürlich nestelte er an seiner Uhrkette, öffnete ein kleines Medaillon und schaute lange auf das Bild, welches die goldene Kapsel enthielt.

„Gilberte!“ murmelte er mit einem schweren Seufzer.

Aus einem Nebenwege heraus, beinahe im Galopp, bog ein offenes, von vier Pferden gezogenes Fuhrwerk in die Chaussee ein. Oben auf dem hohen Bock, die Leinen in der Hand, saß ein Mann mit scharf gebogener Nase und wehendem sandfarbenen Barte, der wie eine gelbe Mähne im Winde hinter ihm her flatterte.

Ein kurzes, scharfes „Heda!“ rief er und warf die Vorderpferde herum, daß sie sich aufbäumten in den verlotterten Geschirren, eine Peitschenschnur zischte nicht einen Schritt weit vom Ohr des Offiziers, dessen Vollblut-Pferd erschrocken zur Seite prallte, und das Fuhrwerk sauste vorüber, Hachenburg und den Husaren von oben bis unten mit Straßenkoth bespritzend.

Als Jener empört sich umwandte, erblickte er ein höhnisch ihm zugewandtes, langes, schmales Ge-

sicht unter einer kleinen Jagdmütze, den wehenden Bart und dahinter eine Gruppe auf dem Rücksitze, bestehend aus einem Diener in fadenscheiniger Livrée und einem alten Mann in Bauerntracht, welcher eben so mürrisch drein sah wie der Bediente schadenfroh, über die wüthenden Gesichter der beiden Militärs.

„Unverschämter Hallunke!“ rief Hachenburg empört und dem ersten Impulse folgend wollte er den Säbel ziehen und jenem Fuhrwerke nacheilen; er war reizbar geworden mit der Zeit. Aber seine Stellung und die Umstände bedenkend, ließ er die Rechte wieder sinken.

„Reiten Sie, Werner, und erkundigen Sie sich nach dem Namen jenes Mannes!“ befahl er seiner Ordonnanz.

Diese wollte davoneilen, aber ein Steinhauer am Wege machte diese Mühe überflüssig. Unter einem triefenden Obstbaume stand er und suchte Schutz vor dem Wetter.

„Das ist nicht nöthig, Herr Hauptmann, den kennt hier ein jedes Kind,“ sprach er mit einem eigenthümlichen Lächeln, an seinem Hute rückend, „das ist ja der tolle Baron, wie sie ihn hier herum nennen.“

Hachenburg ritt näher an den Auskunftsgeber heran.

„Und wie ist sein Name?“ fragte er grüßend.

„Baron von Allerstein auf Schloß Ranteln, Herr Hauptmann . . . eine Stunde von hier gleich hinter der Stadt. Sie würden das Schloß von hier sehen, wenn es nicht so regnete, das alte Krähennest. Ja, das ist auch so ein Schlimmer,“ fuhr er redselig fort. „Und haben Sie wohl gesehen, wen er da hinten auf dem Wagen hatte? . . . Das war ja der alte Bentink aus Nienstädt.“ Hier feixte der Bursche als wollte er sich todtlachen. „Na — freiwillig ist der auch nicht mitgegangen mit dem Tollen; der Andes hatte ihn fest genug am Collet, den Wunderdoktor, vielleicht hatten sie ihn sogar gebunden.“

Hachenburg saß, während Jener sprach, wie versteinert auf seinem Pferde und starrte ihn an.

„Allerstein?“ murmelte er vor sich hin und eine schwere Falte legte sich zwischen seine Brauen, als sänne er über etwas nach, was seine Erinnerung peinlich berührte

„Der Bentink, das ist nämlich der Mann, der die Menschen mit Regenwürmern und Streicheln kurirt, früher war er Schäfer,“ fuhr Jener mittlerweile fort. „’s muß wohl Jemand krank geworden sein in Ranteln oben, vielleicht sogar die saubere Jungfer Liebste vom Baron selber . . . Nun — was kümmert’s mich! . . . Abscheuliches Wetter heute! . . .“

„Ich danke Ihnen," erwiderte Hachenburg, aus seiner nachdenklichen Haltung sich aufraffend.

„Wie weit ist's noch bis Münder?"

„Eine kleine halbe Stunde, Herr Hauptmann."

Der Offizier grüßte höflich und ritt davon. Erst nach einer Weile bemerkte er, daß er das geöffnete Medaillon noch immer in der Hand hielt. Er schloß es behutsam und schob es in seinen Waffenrock; dann setzte er sein Pferd in Trab und erreichte nach kurzer Zeit die ersten Häuser der kleinen, wohlhabenden Landstadt.

Er ritt vor den Gasthof, ließ die Pferde dort einstellen und sprach mit dem Wirthe; dann begab er sich auf die Bürgermeisterei.

Es war der erste Tag der beginnenden Herbstmanöver heute, Truppen in großer Zahl waren auf dem Marsche, für deren Unterbringung Fritz von Hachenburg in seiner Eigenschaft als Hauptmann im Generalstabe zu sorgen hatte. Alle Vorbereitungen waren übrigens so getroffen, daß jene Rücksprache auf dem Billetamte nicht lange Zeit in Anspruch nahm.

Hachenburg begab sich von dort auf sein Zimmer, setzte sich ans Fenster und schaute, in schmerzliches Brüten versunken, herab auf den kleinen Marktplatz.

Fünf Jahre waren es fast, seit er damals Gilberte Lebewohl gesagt. Welch eine lange, trost-

lose Zeit! . . . Ach, hätte er das Alles vorauswissen können! Das, was ihn einst so hoch beglückte, war nun die Quelle tiefster Trauer für ihn geworden. Wie so wandelbar und trügerisch sind doch die Herzen der Frauen! Der schönste, der einzige Traum seines Lebens war vernichtet, nur wenige kurze Monde hatte er gedauert! Er hatte auf Sand gebaut, Gilberte hatte treulos, grausam, unverantwortlich an ihm gehandelt . . . Sie hatten sich nicht wieder gesehen seitdem, ja er wußte nicht einmal, ob sie noch lebte und wo sie sich aufhielt!

Wie sehr doch hatte Hachenburg Gilberte geliebt, wie völlig hatte er ihr vertraut — sein Leben hätte er für sie gelassen! — Und sie? — Trotz ihrer schönen, ach, so treuen Augen, trotz aller ihrer Versicherungen, ihrer Betheuerungen und obgleich das Alles damals aus ihrem tiefsten Herzensgrunde zu kommen schien, trotzdem endlich Hachenburg wie ein wahrer Freund an ihr gehandelt hatte, sie hatte ihn schnöde verlassen, nicht einmal so viel Rücksicht hatte sie für ihn gehabt, nicht so viel Dankbarkeit oder Mitleid, um dem Manne der sich ihrer so aufopfernd angenommen hatte, der sie liebte, einen Grund anzugeben für diesen plötzlichen Wechsel ihrer Gesinnungen, ihm zu schreiben, was aus ihr geworden war. Ein kurzes mystisches Adieu und dann, als ob die Erde sie verschlungen

hätte. Vielleicht nahm sie an, des Freundes Herz sei eben so leichtsinnig wie ihr eigenes. Gott weiß es!

Die ersten Briefe, welche Gilberte damals aus Hannover an den Husaren geschrieben hatte, athmeten noch die reinste Dankbarkeit, und zwischen den Zeilen fühlte man es pochen, das überströmende, verrätherische Herz, wie helle Funken blitzte es manchmal aus ihnen hervor, das Morgenroth einer aufkeimenden, glühenden Liebe.

So sehr dieselbe auch vor sich selbst erröthete und sich versteckte — unwillkürlich verrieth sie sich in jeder Zeile, wie ein süßes berauschendes Parfüm strömte es dem überglücklichen Hachenburg aus ihnen entgegen.

Sie schrieb ihm, es ginge ihr gut in ihren neuen Verhältnissen, ihre beiden Schülerinnen wären offene, herzige und wohlerzogene Mädchen und die Dame des Hauses sei eine liebenswürdige und fein gebildete Frau.

Jeder neue Brief überzeugte Hachenburg mehr davon, daß Gilberte in jenem Hause vortrefflich aufgehoben sei. Beglückt durch dieses Bewußtsein, sowie in dem festen Glauben an eine Liebe, welche sich ihm nur zu deutlich verrieth, widerstand er dem lebhaften Verlangen, welches hundert Mal ihn erfaßte, sich auf die Eisenbahn zu setzen, um sie wiederzusehen. In seiner Phantasie malte er es sich immer wieder aus,

wie Gilberte ihn empfangen, wie ihre Augen, jene schönen strahlenden Augen, glückselig ihn anlächeln, ihm danken, wie ihre Lippen sich im süßen Kusse finden würden; aber Hachenburg war zu ehrenhaft, um diesem egoistischen Drange ohne Weiteres nachzugeben; Gilberte hatte sich einen ernsten Beruf erwählt, zu welchem Sammlung gehörte, sie war in einer achtbaren Familie, gleichsam wie Kind im Hause, sein Besuch hätte sie stören und zu mancherlei Mißdeutungen Veranlassung geben können. Er resignirte sich daher, er verschob jenes Glück von einer Woche zur andern, zufrieden in dem Gedanken, daß wenn einmal seine Sehnsucht gar zu heftig und übermächtig würde, er in wenigen Stunden bei Gilberte sein könnte.

So vergingen der Winter und das nächste Frühjahr. Wenn sie sich aber auch nicht sahen, die Liebenden, so war ihre Korrespondenz eine um so lebhaftere, und es gab kein Ereigniß, keinen Gedanken, welchen sie sich einander nicht mittheilten.

Im Mai schrieb Gilberte, sie würden auf das Landgut der Baronin reisen, Schloß Erpelde in der Nähe von Allfeld, und Anfang Juli nach Norderney gehen, um dort die Seebäder zu gebrauchen. Gilberte selbst war es, welche dem Husaren endlich aus der Einsamkeit des Landlebens schrieb, sie hätte eine unbezwingbare Sehnsucht danach, ihren besten Freund

wiederzusehen, sie fühlte sich ganz krank durch dieses fortwährende Hinausschieben seines Besuchs, sie möchte es doch so gerne wissen, ob es kein Traum gewesen, den sie einst in einer rauhen Herbstnacht in einem Eisenbahnwagen geträumt hätte, sie bäte ihn daher herzlich und dringend, am 8. Juli in Hannover zu sein; sie würde es dann so einzurichten wissen, daß ihr liebster, theuerster Freund dann den ganzen Tag ihr, und sie ihm gehörte.

Dieser Brief athmete eine so tiefe, fast leidenschaftliche Sehnsucht, die Liebe des Weibes sprach so klar und gebieterisch aus demselben, daß Hachenburg laut aufjubelte vor Glück und Entzücken. Mit tausend Schmeichelnamen schrieb er seinem Lieblinge zurück, daß er ihm danke für alle seine Liebe und daß er natürlich dem 8. Juli mit der größten Sehnsucht entgegensähe. Wenige Tage darauf erhielt der Husar eine Nachricht, welche sein Glück vollkommen machte, indem er durch dieselbe in die Lage kam, alle seine Wünsche realisiren zu können: Eine entfernte, ältere Verwandte war gestorben und hatte seine Schwester und ihn zu ihren Erben eingesetzt; Fritz von Hachenburg kam so unerwarteter Weise in den Besitz eines, wenn nicht großen so genügenden Vermögens.

Unter diesen Umständen zögerte der Husar nicht, getrieben von einer Liebe, in der sein ganzes Sein

und Fühlen aufging und vertrauend auf Gilberte wie auf sich selber, jenem ersten Brief einen zweiten nachfolgen zu lassen, in welchem er ihr Mittheilung machte von dem plötzlichen Umschwunge in seinen Vermögensverhältnissen und ihr mittheilte, daß er jetzt, wo er ihr eine gesicherte Existenz bieten könnte, nicht länger anstehe, ihr zu erklären, daß er sie liebe über Alles, vom ersten Augenblicke ihres Begegnens an, daß er ohne sie nicht leben könnte und sie bitte, wenn sie einen Funken von Liebe für ihn wieder fühle, sein Weib zu werden.

Seine ganze stürmische, edle Natur kam in jenem Briefe zum Durchbruch.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Gilberte schrieb ihm zurück: „Kannst Du zweifeln daran, daß mein ganzes Herz Dir gehört, Dir in Liebe entgegenschlägt, Du mein treuester, mein geliebtester Freund! Kannst Du glauben, daß ich jemals aufhören könnte, Dich zu lieben, Dich, der Du allezeit die Sonne sein wirst, die mir Licht spendet, wie ich der Planet, der sie treu begleitet! . . . O Fritz, Dein Weib zu werden, bei Dir zu sein, mit Dir Alles zu theilen, welch eine unverdiente Wonne welch ein Glück! Wie danke ich Gott für Deine Liebe! Gebettelt hätte ich für Dich und mit Dir, glaub' es mir, mich blendet nicht das Geld, mich berauscht nur der Gedanke, von Dir

geliebt zu sein und Dich besitzen zu sollen . . . Du wünschst, ich möchte meinen Beruf aufgeben und bei Deiner Schwester wohnen, bis wir uns heirathen können. Ich thue gern Alles, Du Lieber, was Du von mir wünschst, doch möchte ich Dich bitten, mir zu erlauben, die Seereise noch mit F . . . . gs zu machen, ich würde die Baronin sonst sehr in Verlegenheit bringen und das thäte mir leid. Ich werde es, wenn es Dir recht ist, so einrichten, daß ich am 15. August von hier fortgehe. Die Trennung von der Familie und namentlich von meinen Zöglingen wird mir nicht leicht werden. Bist Du zufrieden so? Schreib es mir und vergiß nicht den 8. Juli. O Du lieber, Du guter Fritz, der Himmel sei gnädig und gebe, daß ich Dir alle Deine Liebe einst vergelten kann! . . .“

Fünftes Kapitel.

Ach — zwischen Lippe und Bechers Rand! ... Wie hätte Fritz von Hachenburg nach einem solchen Briefe ahnen können, was ihm bevorstand, wie grausam das Geschick und die Menschen ihm mitspielen, wie der Blitz herabfahren und sein ganzes Lebensglück zertrümmern würde!

Zuerst bekam er ein gastrisches Fieber, welches ihn verhinderte, am 8. Juli zu reisen; das war die erste Widerwärtigkeit. Gilberte war sehr betrübt, aber sie tröstete ihn und sich: Nur sechs Wochen noch, schrieb sie, jeder Tag jede Stunde, die hinübereilt ins Meer der Ewigkeit, ist ein Schritt näher zu unserem Glücke.

Ihr erster Brief aus Norderney athmete eine ungewohnte Schwermuth. Es drückte sie, ihren Geliebten krank zu wissen und so weit von ihm entfernt zu sein, getrennt durch einen Meeresarm. Sie schilderte die Reise und die Ankunft, erzählte von den Menschen,

die sie getroffen hatte, und erwähnte auch dabei, daß sie am Strande einen Baron von Allerstein wiedergesehen hätte, denselben ihr unheimlichen Menschen, welcher ehemals häufig in ihr elterliches Haus gekommen sei. Sie beschrieb dann, wie sie wohnte, wie sie ihren Tag eintheilte, und den Eindruck, welchen der Anblick des Meeres auf sie gemacht hatte — kurz, alle jene Kleinigkeiten und jene Empfindungen, welche man einem lieben Menschen mitzutheilen pflegt. Nichts ließ im Entferntesten auch nur ahnen, welch ein Unheil schon in der Luft schwebte. Ein zweiter Brief, der einen Tag später jenem ersten folgte, athmete wieder die vollste Heiterkeit. Gilberte war glücklich, zu erfahren, daß Fritz das Bett verlassen durfte, sie schrieb ihm genau, wieviel Tage, Stunden und Minuten es noch wären bis zum 15. August, gerade so wie es die Kinder vor den Ferien thun, sie sprach von einem kleinen Tanzvergnügen, welchem sie beigewohnt hätte, mit einer guten Laune und mit so amüsanten Randbemerkungen, daß sie dem Patienten ein Lächeln über das andere entlockte, und bat ihn schließlich inständigst und mit den süßesten, zärtlichsten Worten, sich Urlaub zu nehmen und nach Norderney zu kommen, wo sie in der Zwanglosigkeit des Badetroubels frei mit einander verkehren könnten.

Hachenburg antwortete umgehend, daß er versuchen würde, sich frei zu machen, und daß die Sehnsucht sie zu sehen, ihm ganz den Kopf verwirre. Nie war er glücklicher gewesen wie damals.

Gewöhnlich schrieb Gilberte einen um den andern Tag, niemals seltener, häufig aber. dem Drange ihres Herzens folgend, noch öfter. Ihr letzter Brief war vom Donnerstag. Am Sonnabend spätestens erwartete Hachenburg neue Nachrichten, aber seltsamer Weise blieben dieselben diesmal aus, zum ersten Male seit er Gilberte kannte. Der Husar fühlte sich ein wenig verstimmt hierdurch, als aber auch der Sonntag verging und die halbe folgende Woche ohne eine Zeile, da ergriff den Husaren eine Unruhe und eine Besorgniß, welche sich beinahe bis zur Unerträglichkeit steigerte. Man kann sich denken, wie er seinerseits weder Briefe noch Telegramme sparte in seiner Ungeduld aber leider war dies Alles vergebens. Endlich, am nächsten Freitage, erhielt er einen Brief von fremder Hand mit dem Poststempel Norderney. In höchster Aufregung öffnete er ihn und las — er war von der Baronin F . . . . . . g.

„Etwas ganz Unerhörtes hat sich ereignet," schrieb sie ihm; „seit vorgestern ist Gilberte Savigny, die Erzieherin meiner Kinder, über deren Schweigen Sie sich so lebhaft besorgen, spurlos von hier verschwunden,

und wir würden Ihnen sehr verpflichtet sein, wenn Sie irgendwie im Stande wären, uns Auskunft zu verschaffen, aus welchen Gründen uns Gilberte so formlos und ohne Adieu verließ und wo sich dieselbe augenblicklich aufhält. Wir sind in der allergrößten Sorge ihrethalben und wissen nicht, welche Schritte wir thun sollen in dieser so seltsamen Angelegenheit. Mein Mann hatte die Absicht, sich an die Polizei zu wenden, da möglicherweise Gilberte ein Unglück passirt sein kann; ich habe ihn aber gebeten, damit noch zu warten, bis eine Antwort von Ihnen bei uns eintrifft, die vielleicht diesen peinlichen Schritt überflüssig macht. Befremdend ist es, daß Gilberte seit einigen Tagen schon leidend aussah und sich offenbar in großer Aufregung befand. Gestatten Sie, mein Herr, die Versicherung“ 2c. 2c.

Am nächsten Tage schon war Hachenburg in Norderney. — — — Nach wochenlangen, vergeblichen Bemühungen kehrte er von dort nach Berlin zurück, gebrochen, verzweifelt, ohne auch nur eine Spur von der Geliebten gefunden zu haben. Man konnte nur annehmen, daß sie durch irgend einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen sei und daß das Meer vielleicht eines Tages ihre Ueberreste irgendwie ans Land spülen und so einen Theil des Geheimnisses enthüllen würde.

Hachenburg glich einem Schatten, so mächtig war sein Schmerz über diesen Verlust, über diese Ungewißheit.

Eines Tages denn erhielt er einen Brief mit dem Poststempel London. Ein Aufschrei — ein Dankesblick zum Himmel hinauf – es war Gilberte's Handschrift . . . Sie lebte also — sie lebte! . . . Er verschlang die wenigen Zeilen, welche jener Brief enthielt und brach zusammen

„Mein Geliebter!" schrieb sie, „Verzeihe mir; ich muß Dir einen großen Schmerz bereiten. Vergiß mich, reiße mein Andenken aus Deinem Herzen, ich bin das unglücklichste Geschöpf von der Welt, bin Deiner nicht werth. — Es war ein schöner Traum — er ist vorüber! . . . Forsche nicht nach mir, Du findest mich nirgends. Gott schütze Dich!

Gilberte"

Es würde zu weit führen, mitzutheilen, was Hachenburg litt und welche Schritte er that, um den Schleier zu lüften, welcher über diesem Geheimnisse lag. Alles, was in der Kraft eines Menschen liegt, eines so energischen Mannes wie Hachenburg, geschah, alle Federn wurden in Bewegung gesetzt, aber auch nicht die leiseste Spur fand sich, weder von einem Motive zu jener grausamen, total unverständlichen Handlungsweise, noch von der Verschwundenen selbst.

Hachenburg war wie gebrochen, er schwebte einige Zeit lang in großer Gefahr, doch genas sein Körper allmälig wieder, wenn auch die Spuren des Kummers deutlich genug auf seinem Gesicht zurückblieben. Auf seinen Geist hatte jene Katastroghe wie ein schädliches Gift gewirkt, sie hatte ihn bitter, menschenscheu und reizbar gemacht; — nur die eine, vage Hoffnung machte ihm dieses Leben noch erträglich, die nämlich, eines Tages Gilberte wieder zu finden. Dieser schwache Hoffnungsschimmer war der einzige Lichtstrahl seines düsteren, nur der Arbeit und dem Dienste gewidmeten Daseins.

In jenem kleinen Wirthshause am Markte saß nun Hachenburg, jetzt Hauptmann im Generalstabe und seit beinahe zwei Jahren in Hannover, wohin er auf sein Ansuchen versetzt worden war, und starrte in trübem Sinnen in das graue Wetter hinaus Der Name Allerstein hatte tausend schmerzliche Empfindungen plötzlich in ihm wach gerufen, er vergaß über dieselben beinahe das insolente Benehmen jenes Mannes, welches nicht ungeahndet zu lassen er sich vorgenommen hatte, hatte jener doch einstmals in irgend einer Beziehung zu seiner Geliebten gestanden. — Gilberte! . . . Es gab immer eine Stimme in seinem Innern, welche jene zu vertheidigen suchte — ach, er liebte sie ja noch — heute noch, nach fünf

langen, langen Jahren, nach Allem, was sie ihm gethan hatte, wie ein Narr; er war nun einmal eine von jenen treuen, zähen Naturen, welche nur einmal lieben und bis zum Tode.

Zum tausendsten Mal fragte heute sein gebrochenes Herz: „Welche Gründe konnte sie nur haben, sie, Gilberte, um so grausam an dir zu handeln? . . . Wenn sie jemals einen Funken von Liebe, ach, nur von Herzensgüte gehabt hätte, müßte sie denn nicht fühlen, wie du leidest, wie du vergehst, müßte sie dir dann nicht wenigstens eine Nachricht geben, ob sie noch lebt und wo dein Herz, deine Phantasie sie suchen darf?! O, konnten jene Augen so grausam lügen, konnte jene Stimme täuschen . . . war das Lächeln deiner Liebe falsch!?“

Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn . . . —

Es war ein Glück, daß sein Bursche ihn aufstörte aus diesen schmerzlichen Reflexionen. Der Einquartierungskommissar war draußen und verlangte noch einige Aufklärungen über Lieferung von Fourage und Aehnliches. Es war dies ein verständiger, schlichter Bürger mit einem klugen Gesichtsausdruck. Gerade als die Beiden in der Nähe des Fensters sich noch besprachen, gingen unten zwei Männer über

den Marktplatz, jener selbe Baron von Allerstein und der Wunderdoktor.

Hachenburg sah sie in die Apotheke hineingehen. Er deutete mit dem Finger auf den Baron.

Der Kommissar lächelte, und ehe er noch eine Frage thun konnte, sprach derselbe mit einer eigenthümlichen Betonung: „Der wird diesmal auch nicht verschont, der bekommt auch sein Theil, Herr Hauptmann; nun, er wird wettern und fluchen genug."

„Wer ist jener Herr? ... Ich hatte vorhin eine ziemlich unsanfte Begegnung mit ihm," sprach Hachenburg, „eine auffallende Erscheinung."

Der Kommissar ließ seinen Blick schnell über des Anderen Gesicht gleiten, dann zuckte es wieder in seinen freundlichen braunen Augen. Er kratzte sich ein wenig das dunkle, kurz geschorene Haar und erwiderte:

„Ja, Herr Hauptmann, das ist so einer hier von unseren Originalen, ein Prachtexemplar."

Hachenburg bot dem Kommissar eine Cigarre an; dieser rauchte behaglich ein paar Züge, blinzelte wieder und fuhr fort:

„Das ist eine ziemlich lange Geschichte. Wir nennen ihn hier den tollen Baron — sein eigentlicher Name ist aber Allerstein, auf Schloß Ranteln — eine halbe Stunde von hier, in den Bergen liegt das

Nest . . . Wenn Sie schweigen wollen, dann kann ich Ihnen mancherlei von ihm erzählen . . . aber verrathen dürfen Sie mich nicht; wir sind nämlich so nicht die besten Freunde mit einander, der Tolle und ich. Indessen, da wir ihn doch auch bequartieren müssen, ist's schon besser, ich gebe Ihnen einen Wink, denn ich meine, wir legen ihm lieber fünfzig Mann auf den Hof, als einen von den Generalen oder Offizieren."

Hachenburg machte eine zustimmende Bewegung mit der Hand.

„Was Sie mir sagen werden, bleibt, wenn Sie es wollen, natürlich unter uns," sprach er sich setzend.

„Nun ja, Sie wissen ja, Herr Hauptmann, wie es uns ergangen ist, uns Hannoveranern. Das kam Alles ganz plötzlich damals, über Nacht; und über Nacht wurden dann auch plötzlich Viele, die früher zur Opposition gehörten, denen vorher hier nichts recht war zur alten Zeit, die heißblütigsten Patrioten. Zu jenen gehörte auch der alte Allerstein, der Vater von dem Tollen. Nun — unter uns, es hat ihn das eine Zeit lang über Wasser gehalten, denn man war nicht undankbar in Wien . . . Sie verstehen mich schon, Herr Hauptmann."

Der Kommissar blinzelte listig mit den braunen Augen und machte schmunzelnd eine Bewegung mit dem Daumen.

„Es ging dem alten Herrn ganz gut damals, nach sechsundsechzig; er bezahlte sogar Schulden, was seit Jahren nicht mehr geschehen war. Trotzdem er also damals fortwährend zwischen Wien und Hannover hin und her fuhr, auch auf der Marienburg und in Holland viel gesehen wurde, blühte hier sein Weizen ... ich meine nicht den auf Ranteln selbst, denn eine verlumptere Wirthschaft kann man sich kaum denken wie die da oben, trotz des schönen Bodens, aber, nun, Sie verstehen mich.

„Eine Weile ging das so mit vollen Segeln; 's war ja damals so an der Tageszeit und die tollsten Preußenfresser schwammen oben auf, wie die Fettaugen auf der Brühe; aber plötzlich schlug der Wind um und die Sachen gingen schief mit dem Alten. Das geht manchmal so, wenn die Leute es zu gut machen wollen, das taugt nichts und schlägt gemeiniglich ins Gegentheil um. Das kam nämlich wie folgt: Der Alte war damals gerade in Hietzing persona grata, als von hier aus die große Demonstration unternommen wurde zu der Geburtsfeier unseres Königs. Da hatte er denn nun Diesen und Jenen dort verklatscht und verketzert bei Hofe, hatte denen da einen Floh ins Ohr gesetzt, Hinz hätte mit diesem Geschäfte gemacht und Kunz sich von jenen Tyrannenknechten zum Mittagessen einladen lassen

u. s. w. nichts wie Geschwätz. Als es nun zur Gratulationskur kam, da standen Hinz und Kunz, die sich sehr in Unkosten gestürzt hatten, viel Geld ausgegeben hatten wegen dieser Reise, wie Butter an der Sonne, denn man übersah sie nicht nur vollkommen, sondern die Herren vom Hofe und einige von den Andern machten ihnen noch obendrein die gröbsten Vorwürfe. Einige, ein Hundert etwa, reisten darauf augenblicklich nach Hause, um nicht wieder zu kommen; allzu scharf macht schartig, mein Herr Hauptmann.

„Es gab viel Geschrei, Unbehagen und gegenseitige Anklagen, man sah von der andren Seite ein, man war zu weit gegangen, man mußte einlenken, brauchte einen Sündenbock, und da der alte Baron an und für sich so schon eine etwas kompromittirende Stütze war, so schob man alle Schuld auf ihn und ließ man ihn plötzlich fallen. Ein Jahr darauf ist er gestorben, in Schulden und Elend.

„So der Alte . . . nun kommt der Sohn: Ich kann Ihnen sagen, Herr Hauptmann, das Früchtchen schlug nicht aus der Art . . . der Apfel fiel nicht weit vom Stamm. Sie erinnern sich doch noch der Geschichte mit der hannoverschen Legion damals?" Hier verfinsterte sich die Miene des Sprechers. „Der sakramentschen Geschichte, die so kläglich verlief und

die so namenloses Unheil über viele brave Familien brachte? Nun, dabei war der da, der Tolle, der Hauptmacher. Er war verschuldet bis über die Ohren, als der Krieg ausbrach, und der Alte konnte ihm nichts geben, das Spielen und Pokuliren der Weibsleute hatte ihn ganz ruinirt; für den war Langensalza ein wahres Glück, denn der Kanonendonner zerriß mit einem Male alle seine Wechsel in Hannover.

„Ja, was ich sagen wollte, er wurde damals verwundet, als er in ein Quarré sprengte. Courage hat er, ein wahrer Teufel ist der Kerl; er lag dann eine Weile in Würzburg, wo sie ihn wieder zurechtflickten, und tauchte dann, zum Erstaunen seiner Gläubiger und anderer Leute, die sich darüber sehr beunruhigten, in Holland wieder auf. Aber was meinen Sie? Seine Schulden wurden sämmtlich bezahlt damals und er selbst betrieb nun das Geschäft, die jungen Bursche über die Grenze hinüber zu expediren. Er war hernach in Frankreich und in der Schweiz; er war wie man sagt die Seele vom Ganzen und gefürchtet wie der Böse. Viele blieben nur aus Furcht vor ihm und trotz des Heimwehs, was die Müßiggänger im fernen Lande ergriff.

„Aus der Schweiz war es auch, von woher alle die häßlichen Gerüchte zu uns hier herüber kamen von seinem wüsten Lebenswandel dort, seinen Duellen,

Verführungsgeschichten und dergleichen. Nun, schließlich gab er klein bei, man drückte ein Auge zu von Oben her und er kam heim, um sein Gut zu übernehmen.

„Wenn er darauf gerechnet hatte, viel Sympathien hier zu finden, so irrte er sich. Man war doch ein wenig hellsehender geworden. Die Adligen zogen sich von ihm zurück, seiner wüsten Sitten wegen, und wir Bürgersleute scheuen ihn wie das Feuer. So sitzt er denn nun ganz einsam da oben auf Schloß Ranteln, was ihm kaum so viel einträgt, um sich satt zu essen, ein jähzorniger, allgemein gefürchteter Mensch, der alle Tage der ganzen Umgegend Stoff zur Unterhaltung liefert durch seine tollen Streiche. Niemand kann es bei ihm aushalten, sagt man, als seine Maitresse, und die beneidet auch eben Keiner. Sie soll eine noch hübsche und junge Person sein und von Herzen nicht übel; weiß Gott, was dies Frauenzimmer an den wüsten Menschen fesselt, aber es geht so wunderbar zu in der Welt, und mit den Frauenzimmern ... na, Sie wissen ja wohl, Herr Hauptmann, das ist ein kurioses Ding.“

Er drückte mit schlauem Blinzeln die Augen halb zusammen und bemerkte gar nicht, wie ernst und starr sein Zuhörer drein schaute.

„Ich selbst habe Land dort an der Hamelner Chaussee nach Ranteln zu und habe die junge Person

bisweilen mit dem Baron da vorüberkommen sehen, ein hübsches Figürchen, ein bischen mager, aber wie gedrechselt saß sie im Sattel, schade nur, daß man das Gesicht nicht erkennen konnte, denn ein Schleier, der ordentlich unheimlich schwarz aussah, bedeckte allemal den ganzen Kopf, mag sich wohl schämen, die arme Kreatur. Sie soll übrigens, wie gesagt, im Grunde kein übles Herz haben, und Viele wollen sogar behaupten, sie wäre so schön wie ein Engel. Sie läßt sich nämlich niemals ohne jenen Schleier vor den Leuten sehen und geht nur des Abends, wenn es ganz dunkel ist, hinunter in den Park. Ja — es passiren noch allerhand Geschichten auf dieser Welt, Herr Hauptmann! Es riecht dort, wie man zu sagen pflegt, und darum meinte ich auch, es wäre besser, wir legten keine Offiziere nach Ranteln, denn ich fürchte, es könnte Unannehmlichkeiten geben unter diesen Verhältnissen und dann — es ist da noch eine Frau auf dem Schlosse, man sagt, auch so eine arme Verführte wie jene andere, der die Sache zu Kopf gestiegen ist und die nun da oben nicht mehr ganz richtig sein soll, im Oberstübchen — eine unheimliche Historie. Mich wundert's nur, und viele Andere auch noch, daß die Polizei nicht einschreitet. Doch sehen Sie, da kommt er eben wieder über den Marktplatz."

In der That ging der Baron von Allerstein gerade jetzt dort unten quer über den Markt hinüber mit einigen Flaschen und Gläsern in der Hand, sprang in seinen Wagen, welcher draußen auf ihn wartete, und fuhr davon.

„Eine eigenthümliche Erscheinung, dieser Mann eine wüste, verkommene Existenz," sprach Hachenburg halblaut vor sich hin, den Baron mit seinen Blicken verfolgend. Die hohe, hagere, aber breitschultrige Gestalt, mit den gebogenen Knieen und dem schwankenden Gang, das unstäte, hellgraue Auge unter dichten, gelbblonden Brauen hervorstarrend, roh und doch wie von einem Wehgefühle verglast, das unsaubere, schlotternde Jagdhabit, die großen, behaarten Hände ohne Handschuhe, der pferdeartige Schnitt des Kopfes, mit der langen schmalen, gebogenen Nase, dem wehenden, sandfarbenen Barte, welcher am Kinn ein wenig ausrasirt war, der höhnisch herabgezogene Mund und die sorgenvolle, bekümmerte Stirn, das Alles zusammen machte die Erscheinung des Barons zu einem so seltsamen, räthselhaften und zugleich unsympathischen, daß Hachenburg sich nicht erinnerte, jemals in seinem Leben etwas Aehnliches gesehen zu haben.

Dazu das verlotterte Fuhrwerk mit den edlen, aber mageren Pferden, die verschossene Livree des

sehr herabgekommen aussehenden Bedienten, es war ein originelles, aber nicht gerade anmuthendes Ganzes.

Hachenburg sah dem Wagen schweigend nach, wie er um die Ecke der nächsten Straße bog

„Ja, ein toller Kerl!“ sprach der Kommissar, „und was für ein verkommenes Geschirr; mich wundert nur, daß ihm die Stränge nicht reißen bei seiner Eile. Muß wohl Jemand krank sein oben, wahrscheinlich die Alte, mit der soll's schlecht stehen, da holt er ihr die Medizin. Na, auch der schlimmste Teufel hat ja noch eine verwundbare Stelle. — — Und der Mann dort, den sehen Sie sich auch einmal ein bischen genauer an, das ist eine Rarität, unser berühmter Wunderdoktor, der Bentink aus Nienstädt. Zu dem kommen die Leute meilenweit herbei, um sich kuriren zu lassen, Fürsten und Grafen darunter; 's ist ein verd . . . r Schlaukopf der Alte; sehen Sie nur; was für ein Ansehen er sich giebt und wie die Leute ihn betrachten, wie ein Wunderthier.“

Hachenburg sah einen schweren, etwas asthmatisch aussehenden Mann langsam auf das Wirthshaus zukommen, dessen volles, rothes Gesicht, aus dem ein Paar verschmitzter, hellblauer Aeuglein hervorschauten, ehrwürdig von langen, ergrauenden Haaren eingerahmt war. Er trug einen breiten Hut, einen langen,

blauen Tuchrock und hohe Stiefel. Trotz dieser Einfachheit war der Wunderdoktor eine auffallende und imponirende Erscheinung. Er schien übrigens heute in seiner schlechtesten Laune zu sein und achtete nur wenig auf die allgemeine Aufmerksamkeit, welche er erregte.

„So, das ist also der Wunderdoktor?“ sprach Hachenburg, nachdem er denselben eine Weile betrachtet hatte, „und ist er wirklich so ein Hexenmeister, wie man sagt?“

Der Kommissar lächelte und zuckte die Achseln.

„Je nun,“ sprach er, „wie man's nimmt; der alte Mann hat einen eigenthümlichen Blick, und die lange Praxis hat ihn mancherlei gelehrt. Aber ein Charlatan ist er doch und ich glaube, daß er dreimal so viel Leute unter die Erde gebracht, als gesund gemacht hat. Seine Hauptmittel sind Regenwurmöl und ein Thee, aus dreißig Kräutern bestehend, welcher riecht und schmeckt wie ein wahrer Teufelstrank. Dennoch hat der Kerl etwas an sich, daß die Leute ihm vertrauen und ihm zulaufen; viele meinen, wo kein Doktor mehr hilft, da hilft der Nienstädter Bentink.“

Die beiden Männer wurden unterbrochen in ihrem Gespräch durch den dumpfen Ton der naß-

geregneten Trommeln. Die Truppen waren im Anmarsch, sie rückten schon in die Quartiere. Hachenburg schnallte sich den Säbel um und ging mit dem Kommissar hinab, um seinen General zu erwarten. Der Dienst nahm ihn gleich darauf völlig in Anspruch.

Sechstes Kapitel.

Das Manöver war vorüber, vierzehn Tage hatte es gedauert, und nun, vom herrlichsten Wetter begünstigt, marschirten die Truppen ihren Garnisonen zu. Ein großer Theil derselben freute sich bereits auf die Entlassung, auf das Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern, singend und jubelnd zogen die Bataillone auf der Landstraße dahin. Gegen Mittag des vorletzten Marschtages war es, als Fritz von Hachenburg sich vor einem hohen steinernen Park-Eingange vom Pferde schwang.

Sein General hatte trotz aller Abmahnungen dem Drange nicht widerstehen können, sein Quartier für zwei Tage bei dem tollen Baron zu nehmen. Er war ein etwas excentrischer Herr, vielleicht glaubte er, einen Proselyten an seinem Wirthe zu machen, oder reizte ihn der Duft etwas zweifelhafter Romantik, welche Schloß Ranteln und seine Bewohner umgab — kurzum, er hatte dort seine Wohnung genommen.

Schloß Ranteln liegt auf einer Stufe des schön bewaldeten Abhanges, ein steinerner, burgähnlicher Bau, welcher irgend ein Vorfahre des jetzigen Besitzers wohnlich hatte herstellen lassen aus dem alten Schlosse.

Von der Landstraße aus sieht man meilenweit den durch die Entfernung an malerischem Effekte gewinnenden Steinklumpen zur Seite liegen; biegt man aber von der Chaussee in den Schloßweg ein, so verschwindet das Schloß alsbald hinter den hohen Bäumen, welche dasselbe mehr wie ein Wald, denn wie ein Park umgeben.

Hachenburg schritt in Gedanken versunken, ein Packet mit Dienstpapieren unter dem Arme haltend, schnellen Schrittes den breiten verwilderten Pfad hinauf. Der Schatten und der würzige Geruch des Buchenlaubes thaten seinem erhitzten Körper wohl, der strotzende Baumwuchs zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Eichhörnchen hüpfte über den Weg, und Bob, unser alter Bekannter, jagte es kläffend den Baum hinauf.

„Pfui Alter, schäme Dich!“ sprach sein Herr verweisend und ging weiter.

„Welch eine lotterige Wirthschaft,“ dachte er laut; „wie sehen die Felder aus und dieser schöne Park. Ueberall die Spuren einer schlechten Wirth-

schaft; was hier nicht von selbst wächst, das verkommt; ich glaube, seit zwanzig Jahren sind diese Buchen hier nicht ausgeästet worden, das trockene Holz muß von selbst herabfaulen."

Durch das Geäst schimmerte ihm nach weiteren hundert Schritten Schloß Ranteln entgegen, ein roher Steinbau, mittelalterlich mit kleinen Fenstern und Erkern, nicht ohne Reiz, aber düster. Die Bäume lichteten sich und machten Raum für einen Rasenfleck und einen schmalen Blumengarten. —

„Ein seltsames Nest," sprach Hachenburg, am Rande desselben im Schatten stehen bleibend und das Schloß betrachtend. Plötzlich aber streckte er die Arme krampfhaft aus und wurde so blaß wie eine Leiche. Ein wilder Aufschrei entrang sich seiner Brust und es schien, als wollte er in Ohnmacht fallen, so schwankten seine Kniee.

Oben in dem Rahmen eines der schmalen, gothischen Fenster stand eine weibliche Gestalt. Ihr bleiches Gesicht rahmte reiches blondes Haar ein, an ihrem Halse hing ein goldenes Kreuz, welches deutlich von ihrem hohen, schwarzen Kleide abstach. Sie hatte die Hände über den Knopf des Wirbels gekreuzt und schaute starr hinab in das Laubmeer zu ihren Füßen.

„Gilberte!" stöhnte Hachenburg dumpf und sank wie vernichtet auf eine Bank . . . „o gütiger, barmherziger Gott!!!"

Ja, sie war es, kein Zweifel . . . dort oben stand sie, ein wenig magerer, ein wenig älter und sehr bleich aussehend . . . Gilberte Savigny, die Geliebte des tollen Barons!

Wie ein glühendes Messer fuhr dem bemitleidenswerthen Manne dieser Gedanke durch die Seele. Er wand sich vor Schmerz, vor namenloser Pein, seine Nägel bohrten sich in sein Fleisch . . . Also so mußte er sie wiederfinden? Also deshalb war sie für ihn verloren gewesen?! . . .

„In Schande lebte sie, sie hatte es vorgezogen, die Geliebte dieses wüsten Menschen zu werden anstatt sein Weib? . . . Welcher Dämon hatte sie verblendet? wie konnte Gott das zulassen!

Er blickte hinauf mit starrem, blutunterlaufenem Auge; da stand sie noch, unbeweglich, bleich und schön, in trübem Sinnen sah sie herab in den Park . . . Nun aber hob sie den Blick und richtete ihn hinauf zum blauen Aether, flehend schaute sie empor zum Himmel und ihre Lippen bewegten sich leise.

„Sie betet," murmelte Hachenburg . . . „sie betet!" und die Thränen stürzten ihm hervor und er schluchzte wie ein Kind.

Er erhob sich jäh . . . er trat heraus in den hellen Sonnenschein, seinen Blick gebannt auf jene Erscheinung dort oben und als hätte derselbe magnetische

Kraft, jene blasse Frauengestalt bewegte sich, senkte das Auge und sah herab.

Sie erblickte den Offizier dort unten auf dem Rasen, sie sah ein bleiches von Schmerz entstelltes Gesicht und das brennende, fragend auf sie gerichtete Auge, ihr Mund öffnete sich, ihr Auge wurde starr, sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als empfände sie einen namenlosen Schreck, und entfloh.

In einem Zustande unbeschreiblicher Aufregung stand Hachenburg da, ungewiß, was er thun sollte. Ihm war es, als müßte sich die Erde vor ihm aufthun und ihn verschlingen. Gilberte in diesem verrufenen Hause, Gilberte, die Geliebte des tollen Barons! es war zuviel, er meinte den Verstand darüber zu verlieren.

Es dauerte eine Weile, ehe der Unglückliche sich so weit erholte, um seine Gedanken einigermaßen ordnen und einen Entschluß fassen zu können.

Als er sich dann aufrichtete, sah er noch starrer, noch strenger aus als gewöhnlich und die Falte auf seiner Stirn lag finster wie ein Gewitter zwischen seinen Brauen. Noch einen Blick that er dort hinauf, das Fenster war leer, dann schritt er dem Eingange zu. Auf der Schwelle der hohen eisenbeschlagenen Thür trat ihm der Besitzer des Schlosses entgegen. Hachenburg prallte zurück bei seinem Anblicke, es erfaßte ihn

eine unbeschreibliche Wuth, eine kaum bezwingbare Lust dem Verführer an den Hals zu springen und ihm das elende Leben herauszupressen, aber mit einer fast übermenschlichen Anstrengung bezwang er sich. Sein Blick streifte seinen Todfeind und seltsam, es konnte ihm trotz seiner Empörung nicht entgehen, trotz seiner Aufregung, wie gebrochen und schmerzdurchwühlt dieses wüste Antlitz aussah.

Als führe er aus tiefem Nachdenken auf, so schaute der Baron ihn an und sich zerstreut verneigend, sprach er mit einem Reste von standesgemäßer Höflichkeit:

„Baron von Allerstein.“

„Hauptmann von Hachenburg,“ entgegnete der Andere steif, sein glühendes Auge auf ihm ruhen lassend.

Der Baron fuhr ein wenig aus seiner gebückten Haltung auf, mit einer Art von Neugierde oder Interesse fast schaute er den Offizier an, dann machte er eine einladende Bewegung mit der Hand und ging an jenem vorüber.

Hachenburg trat ins Haus, in ihr Heim . . . weiß Gott, mit welchen Gefühlen!

Sein General war in der besten Laune heute und sehr redselig wie immer.

„Ah, da sind Sie ja, Hachenburg,“ sprach er, jenem die Hand schüttelnd, „mir lieb, Sie zu sehen.

Setzen Sie sich, lieber Freund, legen Sie die Unterschriften nur dort hin. Nun, was sagen Sie zu diesem verzauberten Schlosse? Doch, Sie kommen ja eben hier erst an, während ich schon eine Nacht in demselben geschlafen habe."

Er bemerkte gar nicht, daß Hachenburg so verstört und wie ein Abwesender vor sich hinstarrte.

„Uebrigens, bis jetzt, ich versichere Sie, ging Alles ganz prosaisch zu. Der Baron empfing mich am Eingange des Parks, durchaus gute Manieren, ich versichere Sie. Es steckt doch noch eine Ader vom Kavalier in ihm. Er entschuldigte sich bei mir, daß er nicht die Ehre haben könnte, mir beim Abendbrod Gesellschaft zu leisten, da er eine kranke Anverwandte im Hause habe, aber es fehlte mir dort unten in dem alten Ahnensaal, wo ich mein Mahl nahm, nichts wie angenehme Gesellschaft, denn die Forellen und der Bordeaux waren vortrefflich. Schade, daß der Baron nicht auf die Idee kam, seine, hm, seine Dame herabzusenden, um mir die Honneurs zu machen, aber er soll so eifersüchtig sein wie ein Türke."

Hätte der General sich nicht soeben seine Cigarre angezündet, es würde ihm nicht entgangen sein, wie Hachenburg erbleichte, die Stuhllehne zerbrach unter seinem Griffe.

Aber ich versichere Sie, von diesen vielgepriesenen Schönheiten merkt man hier gar nichts, durchaus nichts; er wird sie eingesperrt halten hinter Schloß und Riegel, natürlich. Nun, vielleicht haben Sie mehr Glück, Hachenburg, obgleich Sie, wie ich weiß, ein Weiberfeind sind; ich hoffe doch, Sie nehmen hier ebenfalls Quartier und leisten mir Gesellschaft."

Hachenburg schien einen Augenblick nachzudenken, dann antwortete er mit einiger Anstrengung: „Wie Sie befehlen, Herr General."

„Nun schön, das wäre abgemacht, lassen Sie mir die Unterschriften hier, in einer Stunde kann die Ordonnanz sie abholen, und nun quartieren Sie sich ein, Sie werden sich umkleiden wollen. Ich empfehle Ihnen die rechte Seite des Schlosses, in jenen Erkerzimmern soll sie hausen die schöne Unsichtbare." Der General winkte lächelnd mit der Hand, Hachenburg verneigte sich und verließ das Zimmer, um sich einzuquartieren im Schloß Ranteln. Sein Entschluß war gefaßt; er wollte Gilberte sprechen, um jeden Preis, er mußte sie wiedersehen, sie mußte ihm Rede und Antwort stehen.

Siebentes Kapitel.

Gebieterisch drängte es Fritz von Hachenburg, allein zu sein. In dem hohen und ziemlich unwirthlichen Gemach, welches ihm eingeräumt wurde, und welches in dem jenen Erkerzimmern entgegengesetzten Theile des Schlosses lag, saß er, die Stirn in die heiße Hand gestützt und starrte verzweifelnd hinaus in den Park; neben ihm auf der Diele lag Bob, welcher unverwandt mit seinen klugen Augen seinen Herrn betrachtete und nur bisweilen leise die lange Fahne bewegte.

Es war kühl im Zimmer, draußen rauschte das Laubmeer, auf welches sein Blick fiel, durch eine erfrischende Luftströmung bewegt, und über dasselbe hinweg hatte man eine herrliche Aussicht auf das ganze Thal der Aller, auf den Paß bei Springe und den waldigen Deisterkamm mit seinem Wartthurm oben drauf. Der Duft von Theerosen und Reseda zog leise durch das geöffnete Fenster herein und parfümirte den ganzen Raum.

Aber Hachenburg empfand nichts, weder von der lieblichen Aussicht, noch von dem Blüthenduft, ein Chaos von Schmerz und Weh erfüllte seine ganze Seele, seine ganze Natur war in der furchtbarsten Aufregung. Wie hatte er Gott gebeten, tausendmal und auf den Knieen, ihm Nachrichten zu geben von der verlorenen Geliebten, ihn wieder mit ihr zusammen zu führen — nun hatte er sie endlich wiedergefunden — aber wie?!

Ach, tausendmal besser wäre es gewesen, sie wäre gestorben, und er mit! Wie sollte er das Leben tragen?! . . . Gilberte, seine Gilberte die Geliebte dieses von der Gesellschaft ausgestoßenen, dieses heruntergekommenen Abenteurers und Leuteverführers — es war zu viel für ihn.

Seine Augen glühten und erloschen abwechselnd, seine Hände krampften sich zusammen und der kalte Schweiß rieselte ihm von der Stirne. Rache wollte er nehmen an ihrem Verführer, ihn zur Rechenschaft fordern mit der Pistole in der Faust und Gilberte befreien aus dieser unwürdigen Lage! Aber wie? lebte sie denn nicht freiwillig bei ihm, war sie ihm nicht aus freien Stücken hierher gefolgt? . . . „Vergiß mich, reiße mein Andenken aus Deinem Herzen, ich bin Deiner nicht werth," so hatte sie ihm geschrieben damals. „Forsche nicht nach mir!"

„Leichtsinniges, verblendetes Geschöpf!“ stöhnte Hachenburg. „Auf Sand gebaut, wie ein Thor, hatte ich mein Glück einem Weibe vertraut, nun liegt es in Trümmern! . . . Und doch . . . ich hätte geschworen auf sie, meine Seligkeit hätte ich verwettet . . . Aber freilich, freilich . . .“

Und nun kamen sie alle jene schwarzen, allezeit bereitwilligen, häßlichen Gedanken, die den Betrübten umflattern, wie die Motte das Licht; . . . „freilich . . . du warst ein Thor. War sie nicht viel zu entgegenkommend vom ersten Augenblicke an, wo du sie kennen lerntest, war dieses Fortlaufen in die weite Welt hinein nicht Warnung genug für einen vernünftigen Menschen, waren ihre Sprache, ihre Liebesbetheuerungen nicht viel zu blumenreich, um ächt zu sein? Wahre Liebe ist einfach, findet keine schönen Worte! . . . Und doch, wie war es möglich, daß sie dich verlassen konnte, eine gewisse Zukunft ausschlagen, um die Geliebte dieses Menschen zu werden, dessen Aeußeres und dessen Manieren noch dazu so abschreckend sind. Mit welchen Hexenkünsten hat er sie bethört, bestrickt? . . . Arme, betrogene Gilberte! welche Reue magst du empfinden in helleren Stunden, welche Schmach lastet auf deinem Haupte, in deiner jetzigen Lage, wie kannst du sie tragen, ohne zu vergehen vor Scham?!“ Die besseren Empfindungen

machten sich allmälig Raum in dem edlen Gemüthe Hachenburgs und stimmten ihn weicher.

„Was nützt es ihr und mir, wenn ich ihn niederschieße,“ sprach er halblaut mit düsterm Stirnrunzeln, „der Skandal würde nur um so größer werden, die Zeitungen und Romanschreiber würden sich des Stoffes bemächtigen . . . Aber ich könnte ihn möglicherweise zwingen, sie zu heirathen! . . . Welch ein Gedanke! . . Und doch, sie wäre dann doch wenigstens seine Frau, nach außen hin, vor der Welt in einer Stellung, daß sie nicht mehr jenen schwarzen Schleier nöthig hätte, wenn sie ausginge.“ Ein Frösteln überlief seine ganze Gestalt, der Gedanke war furchtbar für Hachenburg . . . „Vor allen Dingen muß ich suchen, sie zu sehen, sie zu sprechen . . . handeln muß ich . . . handeln!“ rief er mit steigender Erregung und sprang so hastig auf, daß Bob darüber erschrak.

Er that einen Blick auf die Uhr, ein ungeduldiger Ausruf kam über seine Lippen.

„Schon fünf . . . schon Zeit zum Diner! . . . Auch das noch!“ rief er und begann sich hastig umzukleiden . . .

Es war die allerhöchste Zeit hierzu, denn kaum hatte der Hauptmann seine Toilette beendet, als auch schon jener Bediente in etwas fadenscheiniger Livrée

erschien und ihm anzeigte, daß der General und der Herr Baron drüben im Speisesaale auf ihn warteten.

Es war für Hachenburg ein beinahe unerträglicher Gedanke, die Gastfreundschaft des Verführers Gilbertens, des Zerstörers seines Lebensglücks, genießen, sich an seinen Tisch setzen zu sollen, aber er überwand den Ekel, er hatte sich vorgenommen, den Baron kennen zu lernen, um dann klarer zu erkennen, was er hoffen durfte, was ihm zu thun gebührte.

Ueber einen schmalen, halbdunklen Korridor führte der Bediente ihn und dann die Stufen einer steinernen, eng gewundenen Wendeltreppe hinauf. Eine hohe Nische mit steinerner Einfassung umrahmte eine plumpe eichene Thüre, über der das Wappenschild der Allersteins in Stein gehauen eingelassen war.

Der Bediente öffnete dieselbe und ließ Hachenburg in eine weite Halle eintreten, mit tiefen Fensternischen, vor denen der wilde Wein in üppigen Ranken hernieder hing, ein grünes Halbdunkel in demselben verbreitend. Dieser ehemalige Banketsaal trug noch die Spuren, seiner früheren Pracht. Ein riesenhafter Kamin, in welchem ganze Holzscheite Raum hatten, war hübsch verziert mit allerhand Emblemen und Figuren, Attribute der Jagd- und Tafelfreuden. Eine dunkelbraune Bekleidung von Eichenholz zog sich bis zur halben Höhe der Wand hinauf und über dieser

hingen eine Anzahl finsterer, geschwärzter Ahnenbilder und Hirschgeweihe. Die übrige Ausstattung dieses ehemaligen Prunkgemaches aber zeugte nur zu deutlich von dem Verfall des Hauses; sie war fast bäuerisch.

Ein gewöhnlicher Küchentisch mit einem defekten Wachstuchüberzug diente zum Anrichten, an den Wänden standen einige Schemel und Stühle umher, Invaliden zum Theil, von allerhand Formen, und von dem schweren Stuck der Decke herab hing anstatt des Kronleuchters ein Erntekranz mit verblichenen Bändern. Unter diesem stand der sehr einfach gedeckte Tisch.

Hachenburg fiel auch der eigenthümliche kellerartige Geruch auf, der den ganzen Raum erfüllte, offenbar wurde derselbe nur selten benutzt.

„Ei, wo zum Henker stecken Sie denn?" rief dem Eintretenden der General in der besten Laune und mit einem vielsagenden Augenzwinkern entgegen, „Sie lassen die Suppe ja kalt werden, waren gewiß sehr beschäftigt, lieber Hachenburg."

Er rieb sich behaglich die Hände und zu seinem Wirth gewandt:

„Wenn's Ihnen recht ist, Herr Baron, so beginnen wir, ich habe einen wahren Waidmannshunger."

Der General schien außerordentlich guter Laune zu sein; er trug die Kosten der Unterhaltung beinahe ganz allein und während er so der Mahlzeit reichlich

zusprechend, vom Manöver, von der Jagd, von Hofgeschichten und Kriegserlebnissen sprach, hatte Hachenburg Muße, den tollen Baron genauer zu beobachten.

Es fiel ihm auf, daß die Physiognomie desselben, in der Nähe gesehen, bei weitem nicht so abstoßend war, als er sich dieselbe vorgestellt hatte; diese großen Züge hatten mehr etwas Phantastisches, Unruhiges, als geradezu Rohes. Unheimlich waren nur die hellgrünen vorstehenden Augen, die unaufhörlich unter den finsteren, überhängenden Brauen hin- und herirrten, mit einem starren, fast abwesenden Ausdrucke und die großen, gebräunten und behaarten Hände, deren lange, gebogene Finger nervös in dem langen, sandfarbenen Barte wühlten. Er litt offenbar einen großen Zwang, es mußte ihm, dem Preußenhasser, dem Legionär, über alle Maßen peinlich sein, hier in seinem eigenen Hause zwei seiner Feinde nothgedrungen Honneurs zu machen. Man sah es ihm deutlich genug an, obgleich er sich große Mühe gab, sich zu beherrschen, welchen Zwang er litt. Er nöthigte zwar und das mehr als genug zum Essen und Trinken, rührte aber selbst kaum etwas von den Speisen und Getränken an, gerade so wie Hachenburg dies that, obgleich der Bordeaux und die Rebhühner ausgezeichnet waren.

Unruhig starrte er auf seinen Teller herab und alle Augenblicke flogen seine Blicke nach der Thüre

hinüber. Was aber Hachenburg am meisten auffiel, war die tiefe Niedergeschlagenheit, ja die Seelenpein, welche sich bisweilen in seinen Zügen und in seiner ganzen Haltung auf das Unzweifelhafteste ausprägten. Seine Lippen zuckten manchmal und die Brust hob sich, als müßte ein schwerer, qualvoller Seufzer sich ihr entringen.

Der Schweiß perlte auf seiner Stirn, ebenso wie auf der seines Gegenübers, des Hauptmanns.

Hachenburg überschlich zuerst ein Gefühl des Staunens, dann aber, trotz aller seiner Rachegedanken und seiner Verachtung, eine Empfindung des Mitleids, dieser Mann da litt offenbar namenlos, gerade so wie er.

Selbst dem General fiel zuletzt das gedrückte Wesen seines Quartiergebers auf.

„Ei, ei, aber was zum Henker, liebster Baron, Sie trinken ja gar nicht,“ rief er erstaunt. „Ist Ihnen etwas? . . . Sie haben doch nicht etwa Aerger gehabt mit unsern Leuten?“

„Ich habe eine Schwerkranke im Hause,“ erwiderte dumpf der Baron mit zuckender Lippe und starrem Auge.

Hachenburg konnte sich nicht enthalten, ihn anzuschauen und als seine Blicke hierbei denen des Barons begegneten, sah er, wie jener zusammenfuhr und es

wie ein Strahl von Dank oder Bitte plötzlich aus demselben heraus zuckte.

Der General sprach höflich sein tiefes Bedauern aus und erbot sich augenblicklich, das Haus zu räumen unter diesen Umständen.

„Thun Sie das nicht, Ranteln ist groß,“ erwiderte der Baron trübe. „Sie müssen mich nur entschuldigen, wenn ich meinen Pflichten als Wirth . . .“

Hier wurde er unterbrochen durch den Bedienten, welcher vorhin ans Fenster getreten war und ihm nun etwas ins Ohr flüsterte. Er erhob sich schnell.

„Entschuldigen Sie mich, meine Herren,“ sprach er unruhig, „es ist der Doktor. Dort stehen Cigarren und Portwein, ich bitte, bedienen Sie sich!“

„Hoffentlich giebt Ihnen der Doktor gute Hoffnung,“ sprach mitleidig der General.

Der Baron murmelte einige unverständliche Worte, verneigte sich hastig und ging hinaus.

„Es ist die Alte, welche krank ist,“ sprach leise der General zu Hachenburg, damit der Bediente ihn nicht hören sollte. „Was Teufel, welch eine absonderliche Geschichte! Und unser Mann hier, der Baron, scheint ganz betrübt darüber zu sein, ein wunderbarer Heiliger! . . . Apropos, Hachenburg, haben Sie von der Jungen noch nichts zu sehen bekommen? Möchte wohl wissen, ob sie wirklich so hübsch ist, wie man

sagt . . . Nun, der Nimbus des Geheimnißvollen wird wohl aus der Mücke einen Elephanten machen . . man kennt das.“

So plauderte der General noch eine gute Viertelstunde lag, trank zwei bis drei Glas Portwein und stieg dann zu Pferde, um sich noch eine kleine Motion zu machen.

Als er fort war, ging Hachenburg hinunter nach den Ställen und begab sich mit einem Buche in der Hand alsdann in den Park. Er setzte sich auf dieselbe Bank wie vordem und beobachtete. Alles war still, nichts regte sich, das ganze Schloß und der Park waren wie ausgestorben, nur von weitem hörte man den Gesang der Burschen, welche drüben unter den Pflaumenbäumen ihre Uniformsstücke putzten. Es dämmerte, es wurde dunkel beinahe, und Hachenburg saß noch immer auf seinem Beobachtungsposten.

Endlich vernahm er Geräusch, ein Wagen fuhr vor, zwei Männer traten aus der Hausthüre, der Doktor und der Baron.

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde alles Nöthige sogleich besorgen,“ sprach der Doktor ernst.

„Und, Sie wissen, was ich meine, Doktor?“

„Gewiß, gewiß, ich nehme es auf mich, Alles, Alles. Und nun Gott befohlen, Baron, und nehmen

Sie es sich nicht zu sehr zu Herzen, 's ist der Lauf der Welt."

„Gute Nacht," sprach jener rauh und ging ins Haus.

Der Wagen fuhr davon.

Hachenburg saß wieder allein. Er starrte hinauf nach dem Erkerfenster, aber es blieb dunkel, nur in einem neben demselben liegenden Gemache erhellte ein schwacher, zitternder Lichtschein die Decke.

„Welch' eine Situation!" murmelte Hachenburg, „die alte Geliebte scheint dem Tode ihrem Tribut zu zahlen und die neue bleibt dabei und tritt in ihr Erbe ein . . ."

„Qualvoller Gedanke . . . entsetzlich!"

Bob erhob sich, stellte sich auf die Vorderfüße und sog langsam die Luft ein, Hachenburg bemerkte es nicht.

Der Kies knirschte unter den Füßen eines Menschen, eine weiße Gestalt schritt hervor, vom Schlosse her.

„Ich muß sie wiedersehen unter jeder Bedingung," sprach Hachenburg dumpf . . . „das kann nicht so bleiben . . . ich leide es nicht!" Sein ganzer Körper bebte vor Abscheu.

Die Schritte kamen näher und wurden vernehmbarer, Bob gab einen seltsamen winselnden Laut von sich. Hachenburg fuhr empor aus seinem Brüten.

Kaum fünf Schritte von ihm entfernt stand jene Gestalt. Er sprang auf wie elektrisirt, das Herz stand ihm still vor Schrecken.

„Gilberte!" rief er bebend.

„Fritz!" antwortete eine weiche Stimme, ebenso bewegt, ebenso zitternd wie die seine.

— — — — — — — — — — — — — —

Dort auf dem Rasenplatze, im Sternenscheine, standen sich die Beiden gegenüber, erschüttert bis ins tiefste Mark hinein, Hachenburg und die Geliebte des tollen Baron, sie, die sich einst Treue geschworen hatten fürs ganze Leben. Hier fanden sie sich wieder nach fünf langen, langen Jahren. Der Zufall, der Himmel war es, welcher sie hier wieder zusammengeführt hatte, wo sie es am wenigsten ahnten. Ihre Hände wollten sich heben, ihre Arme sich ausbreiten, aber zu viel lag zwischen ihnen, sie regten sich nicht, hochathmend standen sie da und suchten mit ihren Augen die Finsterniß zu durchdringen, um Einer das Auge des Anderen zu finden.

„Gilberte!" sprach Hachenburg dumpf ... „Gilberte ... ist's möglich?"

Welch ein schwerer, vernichtender Vorwurf lag in seiner Stimme.

„O Fritz ... halt ein, um Gotteswillen ... habe Mitleid, ach, ich bin des Trostes bedürftiger wie

je!“ rief zitternd Gilberte. Es lag ein so tiefer Schmerz in ihrer Stimme, eine solche ergreifende Trauer, daß Hachenburg bestürzt inne hielt.

„Du kommst in einer martervollen Stunde, der Himmel hat mir die Eine genommen und sendet mir nun den Andern,“ sprach sie in Thränen ausbrechend.

„Gilberte!“

„Ich komme vom Sterbebette meiner Mutter,“ murmelte sie und Hachenburg sah sie taumeln.

„Barmherziger Gott!“ stöhnte er, und es war, als ob der Boden sich öffnete unter seinen Füßen. „Deine Mutter — hier? Armes Mädchen!“ stöhnte er.

Er fing sie in seinen Armen auf und geleitete sie zu der Bank. Sie lehnte an seiner Brust bebend und schaudernd. „Arme Gilberte!“ murmelte er und seine Hände liebkosten ihr Haar, ihre Wange. „Mein armer Schatz, o Du Liebe, Du Süße . . . was hast Du gelitten . . . was haben wir Beide zu tragen gehabt! Ach, Du noch schwerer wie ich!“

Er verstand mit einem Male Alles . . . es wurde ihm Alles klar. Gilberte hatte noch eine Mutter gehabt. Sie hatte nie von ihr gesprochen und er hatte geglaubt, sie sei todt; also darum hatte sie ihn so plötzlich verlassen?!

Grausames Geschick!

Sie lehnte still an seinem Busen und schluchzte,

als sollte ihr das Herz brechen. Sie sprachen Beide kein Wort.

Aber plötzlich richtete Gilberte sich auf und strich ihr Haar erschrocken zurück.

„Ich muß hinauf," sprach sie dumpf und deutete mit der Hand nach jenem schwachen Lichtschimmer dort oben. Sie lehnte noch einmal ihren Kopf matt an seine Brust und erhob sich. Hachenburg ließ sie ziehen, sie hatte schwere Pflichten jetzt zu erfüllen und er durfte sie nicht stören darin, er wußte es, sie würde wiederkommen.

Er ging hinauf in sein Zimmer, in welcher Gemüthserregung, das kann man sich unschwer vorstellen.

Er saß lange noch am offenen Fenster droben, den Kopf auf die Arme gebeugt und wohl und weh war ihm im Gemüthe, wie im Rausche schwankte er zu Bett.

Achtes Kapitel.

Nicht weit von Hannover liegt der kleine Badeort Nenndorf, beinahe ganz versteckt unter hohen uralten Bäumen. Wenn man dort von den Logirhäusern aus die Berglehne hinaufsteigt, gelangt man unter das Blätterdach des Parkes und erreicht endlich eine flache Anhöhe, von welcher man eine weite Aussicht genießt, nach Norden zu, meilenweit über das flache Gelände, welches hier beginnt.

Noch früh am Morgen war es, der Nebel lag noch auf der Niederung und das Gras war noch feucht vom Thau.

Zwei Männer gingen hier oben kurz nach Sonnenaufgang neben einander auf und ab auf dem Kieswege, der Baron und Hauptmann von Hachenburg.

Der tolle Baron trug schwarze Trauerkleidung und schien ganz niedergebeugt vor Kummer, seine Knie schlotterten noch mehr als gewöhnlich und der Kopf hing ihm auf der Brust herab, wie gebrochen.

Er sprach eifrig im Herankommen, in leidenschaftlicher, abgerissener Weise.

„Beurtheilen Sie mich nicht so streng, oder thun Sie was Sie wollen,“ stieß er kurz heraus, „aber mein Ehrenwort darauf, Gilberte ist eine Heilige. Das Andere (hier fuhr er mit der Hand heftig durch die Luft) lastet schwer auf mir . . . Sie hat mich verlassen, sie ist gestorben, trotzdem ich sie liebte wie mein eigenes Leben . . . sie war der Sonnenschein . . . Arme gebrochene Blume . . . arme Henriette!“ Tiefe Wehmuth zitterte in seiner Stimme und dämpfte das Rauhe, welches ihr sonst so eigenthümlich war. Hachenburg fühlte sich tief ergriffen.

„Sei es!“ fuhr er fort. „Wenn es einen Gott giebt, eine ewige Gerechtigkeit dort oben, wenn das Alles keine Ammenmärchen sind, dann wird man Dir verzeihen, Dir die Pforte des Paradieses öffnen, denn Dein einziger Fehler war Deine übergroße Liebe zu mir . . . sonst warst Du rein wie Schnee!“

Der wüste Mensch schluchzte und barg dann, als ob er sich seiner Thränen schämte, sein Gesicht in seine Hände.

Hachenburg machte einen schwachen Versuch ihn zu trösten, aber der lange zurückgehaltene Schmerz machte sich gewaltsam Luft.

„Was mir schwer auf der Seele liegt, ist Gilberte," fuhr er fort nach einer Weile, „sie war uns ein unerwarteter Trost, eine Stütze sonder Gleichen; sie verlangte es damals bei ihrer wiedergefundenen Mutter zu bleiben, sie sagte, es sei ihre Pflicht und wir waren schwach genug, dieses Opfer anzunehmen.

„Und welches Opfer . . . welches Kreuz, das sie auf sich nahm. Glück, Zukunft, Ehre . . . alles gab sie preis. Sie hat namenlos gelitten, mehr noch als ich ahnte, nach Allem, was ich jetzt weiß. — — —

„Sagen Sie nun was ich thun soll, verlangen Sie in ihrem Namen von mir was Sie wollen, Sie finden mich zu Allem bereit."

„Es ist ein trauriges Verhängniß," sprach Hachenburg düster, „ein solches, welches seinen Schatten wirft über ein ganzes Menschenleben. Gilberte verlangt nichts als Ranteln dauernd zu verlassen, sie trägt Ihnen keinen anderen Groll nach, als den einen, den die Tochter fühlen muß . . . Sie giebt zu, daß Sie wie ein edler Mann an ihr und selbst an ihrer armen Mutter gehandelt haben. Sie richtet Sie nicht, Baron von Allerstein, sie will in Frieden von Ihnen scheiden, hier lesen Sie ihren Brief."

Der tolle Baron nahm das Blatt und entfaltete es hastig. In seinen Mienen zuckte es seltsam.

„Sagte ich es nicht?" rief er schluchzend, „sie ist

eine Heilige, ein Engel! . . . Glücklich der Mann, dem sie angehören wird, dreimal glücklich, nun sterbe ich leicht!"

Er fuhr sich mit der Hand flüchtig über die Stirn und streckte sie dann dem Offizier hin.

„Adieu, Herr von Hachenburg," sprach er gepreßt, als schnürten ihm seine Empfindungen die Kehle zu. „Reichen Sie mir Ihre Hand, bevor sich unsere Wege trennen . . . für immer."

Er schüttelte ingrimmig die Rechte Hachenburgs, warf einen langen, beredten Blick auf jenen und entfernte sich dann hastig ohne sich umzusehen.

Eigenthümlich bewegt sah Hachenburg ihm nach. „Wahrlich," murmelte er, „Du bist besser als Dein Ruf!"

Neuntes Kapitel.

Der tolle Baron ist seitdem verschollen, er hat Ranteln verkauft und ist ausgewandert, Niemand weiß wohin. Hachenburg lebt mit Gilberte in Schlesien auf seinem Gute. Gleich nach der Beerdigung ihrer Mutter brachte er sie zu seiner Schwester und heirathete sie ein halbes Jahr hernach.

Er hatte sie niemals gedrängt ihm Eröffnungen zu machen, welche ihr peinlich sein mußten; wollte Gilberte ihm die Vergangenheit enthüllen und ihre Handlungsweise ihm gegenüber rechtfertigen, so mußte sie zur Anklägerin ihrer Mutter werden, über welcher das Grab sich kaum geschlossen hatte.

Gilberte war in den ersten Tagen so niedergedrückt, trotz des Wiederfindens mit dem Geliebten und der Erlösung aus einer Existenz, welche beinahe unerträglich für sie gewesen sein mußte, daß Hachenburg und seine Schwester fürchteten, sie würde ernstlich krank werden.

Es schien als müßte sie sich an dieses neue normalere Dasein erst wieder gewöhnen, als lastete das Gefühl jener Schande, welche sie edelmüthig auf sich genommen hatte, noch wie ein Makel auf ihr; als wären ihre Hände besudelt und nicht würdig eines edlen Mannes, so wagte sie kaum dieselben Hachenburg zu überlassen. Sie war scheu und unruhig, zog sich gerne zurück und hatte häufig vom Weinen geröthete Augen.

„Laß sie gewähren," sprach Hachenburgs Schwester tröstend zu dem tief beunruhigten Bruder; sie war eine kluge vortreffliche Frau. „Ihr ist noch Alles so neu, so ungewohnt, die übergroße Last hat sie stumpf und lebensmüde gemacht, ihr ist's nun als träte sie aus dem Dunkel plötzlich ins grelle Licht hinaus, es blendet und verwirrt sie. Dazu kommt der Kummer um den Tod der Mutter, die Sorge um ihr Seelenheil . . . wahrlich sie dauert mich. Ist ihre Liebe zu dir so echt, als ich glaube, so wird diese das Licht sein, welches sie aus dieser stürmischen Brandung in den Hafen der Ruhe und des Glücks zurückgeleitet, nur Schonung und Geduld, viel Geduld, Fritz!"

Und so war es auch, unter der zarten Sorge der Geschwister wurde Gilberte allmälig theilnehmender und mittheilsamer. Sie hatte zuerst eine unerschöpfliche Sucht, sich nützlich zu machen, den Zoll ihrer Dank-

barkeit wenigstens auf eine Weise darzubringen, ihr Gesicht bekam einige Farbe, ihre Augen einigen Glanz, jenes nervöse Zittern, was sie so häufig überfiel, ließ nach, die Worte der Liebe schienen den Panzer von Eis zu durchdringen, welcher ihr Herz umgab, sie faßte neuen Lebensmuth.

Langsam genas sie, ihr altes Lächeln kehrte zurück, die Liebe, nur erstickt unter dem Drucke der Verhältnisse, trieb neue, schöne Knospen.

Darüber war es draußen Winter geworden.

So ein Wetter war es, gerade wie damals, als sie sich zum ersten Male in ihrem Leben begegnet waren, als sie jetzt in dem bequemen Wagen dahinrollten nach Schweidnitz zu. Hachenburgs Urlaub ging zu Ende uud Gilberte brachte ihn auf die Bahn. Der Wind fegte draußen die Felder und trieb die dicken Flocken gegen die Fenster, an denen sie zerschmolzen und wie große Thränen herabliefen.

Die beiden Liebenden saßen, warm eingehüllt, neben einander in ernste Gedanken vertieft. Hachenburg würde voraussichtlich Wochen lang fortbleiben, ehe er hoffen durfte sie wiederzusehen. Der Schmerz über diese Trennung gewann in ihrem Herzen die Oberhand. Was war sie ohne ihn? Wie sehr fühlte sie das in diesem Augenblicke der Trennung. Sie sah

ihn schüchtern an, sah sein ernstes, sorgenschweres Gesicht und sank überwältigt an seine Brust.

„Fritz, lieber, theurer Fritz!“ rief sie plötzlich und schlank ihre Arme zärtlich um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Schulter.

Freudig erschrocken blickte Jener auf.

„Gilberte!“ murmelte er. „Gilberte!“ Er konnte gar nicht glauben an sein Glück, das Blut stieg ihm jäh in die Schläfe und wie ein Schluchzen kam es aus seiner Brust.

Er zog sie an sich und küßte sie, heiß und innig. Es jubelte auf in ihm, seine Brust schwellte die Freude, als er dann den innigen, vertrauenden Blick gewahrte, mit welchem sie den seinigen erwiderte. Ja, nun wußte er es, sie würde genesen, sie war ihm wiedergeschenkt, mit diesen Augen hatte sie früher zu ihm aufgeschaut in den seligen, glücklichen Tagen, ehe das Schicksal sie so hart geprüft hatte.

Fest umschlungen hielten sie sich.

„Geh nicht fort,“ bat sie innig, „geh nicht von mir . . . ach, was bin ich ohne Dich!“

Und er küßte sie und redete ihr Muth ein und dann sah er ihr in die schönen überströmten Augen und berauschte sich an ihrem Anblicke . . . Ja, wahrlich das war Gilberte . . . seine alte, verloren geglaubte Gilberte!

Stürmisch preßte er sie in seine Arme, das ganze Herz strömte über in Glück und Wonne.

„Nur Muth, mein Liebling," sprach er mit einem leisen Anfluge von jenem sorglosen Uebermuthe, welcher den Husaren ehemals so gut kleidete, „ich gehe, denn ich muß, aber ich komme wieder, so schnell wie möglich." Eine Wolke legte sich auf ihre Stirn, aber sie verflog schnell.

„Nun gut," sprach sie endlich, „von Deiner Pflicht will ich Dich nicht abwendig machen, aber bedenke, Du Lieber, daß ich die Stunden und die Minuten zähle, bis Du wiederkehrst."

Seit jenem Tage war Gilberte wie umgewandelt, Hachenburgs Schwester kannte sie gar nicht wieder, als sie ihr die Grüße ihres Bruders überbrachte.

„Aber Gilberte!" rief sie verwundert und erfreut zugleich und nahm die Erröthende in die Arme.

Gilberte aber dankte ihr mit einem Kusse, welchen Freudenthränen halb erstickten.

* * *

Schneller als er gedacht hatte, schon vor Weihnachten kehrte Hachenburg zurück.

Er hatte einen schweren Entschluß gefaßt, hatte seinen Abschied eingereicht. Er war eine energische

Natur, welche niemals etwas halb that. Gilberte hatte für die Geliebte des tollen Barons gegolten, man würde ihm ins Gesicht gelacht haben, wenn er es versucht hätte, ihre Unschuld zu beweisen, ohne jenes Geheimniß zu verrathen, für welches die Geliebte so furchtbar gelitten hatte. Und auch dieses würde ihm zu nichts genutzt haben, wer hätte ihm geglaubt? Und wenn dies, so war Gilberte doch immerhin die Tochter jener Ausgestoßenen.

Hachenburg kannte zu gut die Vorurtheile der Welt, er wollte Gilberte allen möglichen Demüthigungen entziehen, er war entschlossen sich in einer entfernten Gegend, wo möglich in der Nähe seiner Schwester anzukaufen und die Scholle zu bebauen.

In wenigen Wochen hatte er daher alles Nöthige beendet und kehrte nach Schlesien zurück.

Dort kam sie dann bald, die Stunde des Aussprechens; es war eine lange, traurige Geschichte, welche Gilberte dem Geliebten anvertraute und schwer nur kamen die Worte über ihre Lippen.

Gilberte's Mutter war ein armes, aber wegen ihrer seltenen Schönheit viel umworbenes Mädchen gewesen. Die Schmeicheleien der Männer hatten ihr nicht wenig den Kopf eingenommen, sie wollte hoch hinaus. Ihre Eltern aber, strenge, einfache Bürgersleute, hatten ganz andere Pläne mit ihrem Kinde und

verheiratheten es an Herrn Savigny, ihren Vater, der damals am Lyceum zu Lausanne Oberlehrer war und nebenbei eine Knabenpension hielt, welche ihm Gewinn abwarf.

„Es war eine Vernunftsheirath," sprach Gilberte, „aber meine Mutter fand sich gut in ihre Lage, so viel man mir gesagt und was ich davon gesehen habe, ohne alle Hintergedanken und mit gutem Herzen. Ihre Jugendträume waren ausgeträumt und mein Vater war nicht nur ein stattlicher und kluger Mann, sondern er trug seine Frau anfangs auch auf Händen. Ein Unglück war es allerdings für beide Theile, daß er beinahe dreißig Jahre älter war als sie und seine angeborene Pedanterie manchmal in Härte ausarten konnte, wenn er gereizt war oder Widerspruch fand. Meine Eltern hatten allmälig die Knabenpension aufgegeben, Lausanne verlassen und in X . . . eine Damenpension gegründet, welche prosperirte.

Ich war ein Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren etwa und meine Mutter stand im Blüthepunkte ihrer Schönheit, als der Baron von Allerstein zum ersten Male in unser Haus kam. Ich erinnere mich seiner noch auf das Genaueste. Er war damals ein stattlicher Mann, etwa dreißig Jahre alt, den ein gewisser Nimbus umgab. Er war Baron, und so lächerlich es klingt, wir freien Schweizer reißen uns um solche

Adligen, er hatte gegen die Preußen gefochten, die alle Welt fürchtete, er war verwundet gewesen. Treu seinem vertriebenen Königshause lebte er nun hier, einsam, in der Fremde, die Rache vorbereitend, den Sturz des Preußenthrones. Er war einer der Hauptführer jener hannoverschen Legion, welche damals in der Schweiz sich aufhielt. Seine Sprache und seine Erscheinung hatten etwas Phantastisches, seine Manieren etwas Auffallendes, Erregtes und Seltsames, kurzum der hannoversche Baron machte in unserem kleinen Orte nicht geringe Sensation.

„Mein Vater war es, der ihn uns zuführte. Er hatte ihn bei irgend einer Gelegenheit kennen gelernt und nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht; er war allezeit darauf bedacht, sein Institut in die Höhe zu bringen und ich vermuthe, er glaubte durch die Rekommandation des Barons junge Damen aus dessen Heimat in das Pensionat zu ziehen. In der That gelang ihm dies auch.

„Erst kam jener Mann seltener, allmälig aber immer häufiger in unser Haus, mein Vater und er waren zuletzt eng befreundet mit einander. Meine Mutter hörte ihn gern erzählen, nannte ihn einen interessanten Mann, aber nichts deutete im Entferntesten darauf hin, was kommen sollte.

„Meine Mutter war nach Genf gefahren, um einige Besorgungen zu machen und wurde am Abend zurückerwartet. Zu unserer nicht geringen Beunruhigung blieb dieselbe aus. Der Baron, der gerade bei uns war, tröstete meinen Vater in scherzhafter Weise. ‚Nun, sie wird das Schiff verpaßt haben‘, sprach er in seiner sorglosen Art, ‚und wir müssen unseren Abend ohne sie todtschlagen . . . sie läßt sich vermissen die Frau Henriette, das ist so ein alter Frauenkniff, der immer wieder zieht.‘ Um es kurz zu machen, meine Mutter kam nicht wieder. Von Lyon aus kam ein Brief, worin sie meinem Vater erklärte, sie könne nicht länger seine Frau sein, er solle sie frei geben, weiter nichts.

„Wie versteinert stand mein Vater eines Morgens vor mir: ‚Kind‘, sprach er, ‚Deine Mutter hat uns verlassen, sie hat es nicht gut genug gehabt bei mir!‘

„Er fuhr mit einer schwankenden Bewegung der Arme durch die Luft, dann legte er seine Hand, so schwer wie Blei, auf meinen Scheitel.

„‚Arme Gilberte!‘ sprach er und ging hinaus.

„Mein Vater war wie gebrochen seitdem.

„Auf den Baron fiel nicht der geringste Verdacht, er schien ebenso bestürzt zu sein wie wir Anderen und bewährte sich als theilnehmender Freund damals und wir glaubten nicht an Verstellung.

„Etwa acht Tage später reiste er, wie er angab, im Auftrage seiner Regierung nach Paris. Er reiste so häufig hin und her, daß dies nicht auffiel. Er kam nach einiger Zeit zurück und hatte lange Zwiegespräche mit meinem Vater, welcher ihn im Geheimen gebeten hatte nach der Verschwundenen zu forschen. Noch ein- oder zweimal kam der Baron, dann löste sich die Legion auf und er verließ meine Heimat.

„Ich hatte nie wieder von ihm gehört, hatte ihn vergessen beinahe. Von meiner Mutter sprachen der Vater und ich niemals, wir behandelten sie wie eine Todte, ach! mein Herz blutete mir dabei.

„Mein Vater starb bald darauf und ich kam zur Tante nach Chatel-Saint-Denis. Dann lief ich ihr davon und lernte Dich kennen, theurer Fritz. Ich träumte im Himmel zu sein, als Du mir schriebst, daß Du mich liebtest, daß uns nichts mehr trennen sollte fortan, ich verging beinahe vor Glück.

„Ich kam nach Norderney, es war eine beklemmende Vorstellung für mich, durch die See von Dir getrennt zu sein, um so mehr, als Du leidend warst. Die Vorahnung des Verhängnisses lastete bereits auf mir wie ein Alp. Energisch bestrebte ich mich, mich herauszureißen aus dieser Stimmung; ich ging sogar auf die Bitte der Baronin mit dieser zum Konversationshause und tanzte einige Male.

„Gegen Mitternacht kamen wir nach Haus. Den kleinen Garten durchschreitend, welcher vor demselben lag, hörten wir in dem Nebengarten ein eigenthümliches Geräusch. Zwei Schatten bewegten sich dort, ein männlicher und ein weiblicher, und während dieser schmerzliche, fast unheimliche Laute hervorstieß, suchte die tiefe Stimme des anderen ihn zu beschwichtigen.

„‚Wie seltsam!‘ sprach ich betroffen . . . ‚was mag dort vorgehen!‘

„‚Eheliche Streitigkeiten, liebe Gilberte! Kommen Sie, wir wollen schlafen gehen,‘ sprach die Baronin leichthin.

„Ich that fast kein Auge zu in der darauf folgenden Nacht. Gleich am anderen Morgen legte ich mich auf die Lauer. Das Gebüsch dort war nicht sehr dicht, der Seewind läßt das nicht aufkommen. Ich nahm eine Arbeit, setzte mich in die Laube und schob mit einem Stabe die Zweige auseinander. Ich sah aber da drüben nur eine alte Bauernfrau, welche Netze ausbesserte und Hausarbeit besorgte, den ganzen Tag über spähte ich vergebens. Erst in der Dämmerung sah ich eine große männliche Gestalt aus der Thür heraustreten in den Garten. Ich erschrak, es war der Baron von Allerstein. Ich war ihm schon einmal am Strande flüchtig begegnet und so verändert und verwahrlost er auch aussah, ich hatte ihn doch sogleich

erkannt. Er trug einige Kissen und ein Plaid, die er auf einer Bank zu einem Lager ordnete, seine Miene war bekümmert. Eine Weile darauf ging er ins Haus zurück, ich hörte Geräusch, es war eine Frauenstimme, dieselbe von gestern Abend, sie sprach in weinerlichem Tone und der Andere suchte sie zu beschwichtigen.

„Gleich darauf trat der Baron, in beiden Armen eine gebrechliche weibliche Gestalt, mehr tragend als stützend, in den Garten. O Fritz, es war, als ob das Herz mir aus der Brust spränge, es war meine Mutter . . .

„Ohne einen Schrei zu thun, ohne zu schwanken erhob ich mich, der schwache Lattenzaun zerbrach unter meinen Händen und ich stand vor der Todtgeglaubten.

„‚Mutter!‘ rief ich, ‚Mutter!‘ Sie drehte sich herum wie von einem elektrischen Strahle berührt. Sie sah mich an und fiel wie leblos zusammen.

„‚Unglückselige, Sie haben sie getödtet!‘ keuchte der Baron und hob drohend die Faust gegen mich . . . ‚Wehe Ihnen, wehe!‘

„So erregt ich auch war, so hörte ich doch an dem leidenschaftlichen Tone dieser Stimme, wie sehr dieser Mann jene Verirrte liebte. Die zarteste Sorge widmete er ihr, um sie wieder zu sich zu bringen.

„So fand ich meine Mutter wieder, so, Fritz!

„Was sollte ich thun? Meine Pflicht schrieb mir

den schweren Weg sonnenklar vor, den ich zu gehen hatte, als mir es offenbar wurde, daß der Verstand meiner Mutter gelitten hatte, daß sie zeitweise nicht zurechnungsfähig war. Auch Dir gegenüber war der Weg mir klar vorgezeichnet. Ich bin ihn gegangen, aber mir brach das Herz dabei . . .

„Ich blieb bei meiner Mutter, erst gegen den Willen jenes Mannes, dann mit demselben. Ich galt für seine Geliebte, was that das mir . . . was lag mir noch am Leben, nachdem ich Alles, die Ehre und Dich verloren hatte! O Fritz, es war eine schwere, eine furchtbare Zeit . . . Du ahnst nicht, was ich gelitten habe!"

„Und ich?" . . .

„Schweig still . . . das liegt nun hinter uns; wir haben Beide gehandelt, wie das Gewissen uns gebot . . . der Himmel war uns gnädig, er hat uns einander wieder geschenkt, so laß uns denn versuchen, uns einander so glücklich zu machen wie wir es vermögen. Alles sei vergeben und vergessen."

„Ja, Du Theure, vergeben und vergessen!"

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.